XXII 7344

Bildung der Aerztinnen in eigenen Anstalten oder auf der Universität?

Referate von

Fräulein Dr. med. **Tiburtius**, prakt. Aerztin, Berlin,

und

Dr. med. **Zacke**, prakt. Arzt, Berlin.

Mit Diskussion.

Christliche Arbeit unter den Heimarbeiterinnen.

Referat von

Generalsekretär **Bölsche**, Berlin.

Mit Diskussion.

Verhandlungen der 7. Kommission und der Frauengruppe der freien kirchlich-sozialen Konferenz gelegentlich ihrer 5. Hauptversammlung zu Erfurt am 18.—20. April 1900.

Hp 255.940.

PERPUSTAKAAN NASIONAL RI.
Tanggal : 26 April 2012
No. Induk : 37541/PN-MUSEUM/'12
BIB - ID :
Beli / Hadiah : Ex. Museum

Berlin 1900.

Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission,
SW., Johanniterstr. 6.

R. A. S.

Inhalt.

IX.

Seite

Bildung der Aerztinnen in eigenen Anstalten oder auf der Universität?

Einleitung 1

Referat von Frl. Dr. med. Tiburtius 3

Korreferat von Dr. med. Zacke 17

Diskussion 31

Christliche Arbeit unter den Heimarbeiterinnen.

Referat von Gen.-Sekretär E. Böhme 44

Diskussion 64

Den 20. April 1900, 3½ Uhr beginnt die 7. Kommission und die Frauengruppe der freien kirchlich-sozialen Konferenz ihre öffentliche Sitzung mit dem gemeinsamen Gesange „Ich bete an die Macht der Liebe" und mit Gebet, gesprochen von P. Hennig-Berlin.

Pfarrer Lic. Weber eröffnet die Verhandlung mit folgenden einleitenden Worten: Lange ist die evangelische Kirche an der Frauenfrage achtlos vorübergegangen. Stand heute morgen *) das Wort „Recht" im Vordergrund, so legt die christliche Frauenbewegung den Nachdruck auf das Wort „Pflicht"; vom Dienst der Ärztin, von dem Werk dienender Liebe an den Heimarbeiterinnen werden wir heute hören. Aber wenn wir zunächst das Wort „Pflicht" betont haben, so wollen wir auch das Recht der Frau, an allem Teil zu nehmen, was irgend wie in der Sphäre echter Weiblichkeit liegt, betonen.

Und so heiße ich Sie alle auf das herzlichste willkommen: in erster Linie die verehrte Referentin, Fräulein Dr. Tiburtius, die die große Mühe auf sich genommen hat, auch hier einer guten und heiligen Sache zu dienen. Im ärztlichen Berufe ist beides zusammengefaßt: Recht und Pflicht der Frau. Mein teurer Freund Stoecker, der das Problem der Aerztin stets vorurteilsfrei behandelt hat, ist einer der wenigen Abgeordneten, die der Frauenfrage mit großer Weitherzigkeit gegenüber stehen. Und gewiß ist es Christenpflicht, weitherzig zu sein — allen berechtigten Bestrebungen der Frau gegenüber, auch wenn sie zunächst nicht im Namen des Evangeliums, sondern nur im Namen der Humanität erhoben worden sind. Wenn wir an unserm Teil eine christliche Frauenbewegung ins Leben rufen wollen, so wollen wir nicht den Frauen entgegentreten, die auf Grund göttlicher Naturordnung für ihr Geschlecht eintreten — nein, wir wollen das Bedauern aussprechen, daß wir nicht schon früher uns mit diesen Problemen theoretisch und praktisch befaßt haben. Es soll aber nach bestem Vermögen nachgeholt werden; dazu ist auch unsere Gruppe da.

*) Vergl. Heft 10 der freien kirchlich-sozialen Konferenz.

Ich heiße weiter die beiden Herren Vortragenden willkommen, Herrn Generalsekretär Böhme, meinen lieben verehrten Freund, einen Mann, der ein warmes Herz für alles hat, was arm und unterdrückt ist, und Herrn Dr. Zacke, der über die Frage des ärztlichen Studiums der Frau uns vom Standpunkt der männlichen Ärzte-Welt eine Ergänzung bieten wird, und danke beiden Herren, die heraus ihrer Arbeit hierher gekommen sind, um uns zu dienen. —

Zunächst spricht Generalsekretär Ernst Böhme über das Thema „Christliche Arbeit unter den Heimarbeiterinnen". (s. u.)

Hierauf erhält das Wort Frl. Dr. med. F. Tiburtius-Berlin. Ihrem Referate liegen folgende Thesen zu Grunde:

Bildung der Ärztinnen in eigenen Anstalten oder auf der Universität?

1. Der augenblickliche Stand des medizinischen Frauenstudiums in den verschiedenen Ländern und die trotz vieler Hindernisse fortschreitende Entwicklung der Bewegung ist ein Beweis für ihre Berechtigung.

2. Für die studierende Frau liegt die ethische Berechtigung zum Studium in ihrem Menschtum, in dem Bedürfnis nach Lebensinhalt und Bethätigung.

3. Für diejenigen Frauen, welche wünschen, sich von weiblichen Aerzten behandeln zu lassen, müssen solche vorhanden sein.

4. Voraussetzung für die Existenzberechtigung des weiblichen Arztes ist gleiche Vorbildung und gleicher Studiengang wie bei den Männern.

5. Aus dem gemeinsamen Studium sind weder für Männer noch für Frauen Schädigungen hervorgegangen oder künftig zu erwarten.

6. Gleiche Vorbildung der Frauen vorausgesetzt, wird das wissenschaftliche Niveau der Universitäten nicht gefährdet.

7. Separate Frauenuniversitäten sind in Deutschland schon vom wirtschaftlichen Standpunkte eine Unmöglichkeit, sie sind auch im Interesse der Frauen nicht wünschenswert, sondern würden ihre Sache direkt schädigen.

8. Gemeinsames Studium fördert die Entwicklung des ethisch Menschlichen im Individuum gegenüber den durch das Geschlecht gegebenen Unterschieden.

Sehr geehrte Versammlung!

Das Thema, über welches ich heute zu Ihnen sprechen soll, lautet: Bildung der Aerztinnen in eigenen Anstalten oder auf der Universität? Da diese Frage aber immerhin erst in zweiter Linie steht, und ein Verständnis für dieselbe bei solchen, die der ganzen Sache fern stehen, unmöglich vorausgesetzt werden kann, sei es mir erlaubt, Ihnen zunächst einen kurzen Bericht über die Entwicklung des med. Studiums der Frauen und eine gedrängte Uebersicht über den heutigen Stand der Sache zu geben. Wenn ich dabei manches Ihnen bereits aus anderen Publikationen Bekannte erwähne, anderes, was Ihnen wissenswert erscheint, übergehe, so müssen Sie mir dies verzeihen. Wenn man seit einer langen Reihe von Jahren mitten in einer Sache lebt und arbeitet, so verliert man leicht die Uebersicht darüber, was Außenstehenden davon interessant oder was unwichtig und schon bekannt erscheint.

Die medizinisch gebildete Frau ist nicht erst eine Erscheinung der Neuzeit. Nach griechischen Schriftstellern übte schon im 4. Jahrhundert vor Christo die schöne und kluge Athenerin Agnodike mit förmlicher Erlaubnis der Archonten — also staatlich approbiert — in Athen Arzneikunde und Apothekerkunst aus. Näher schon stehen uns die Aerztinnen des Mittelalters. Unter der kulturell hochstehenden Herrschaft der Mauren waren die spanischen Universitäten den Frauen zugänglich; in Spanien wie in Italien gab es damals weibliche Aerzte. Im 11. Jahrhundert war es namentlich die Schule von Salerno, aus welcher mehrere berühmte Aerztinnen hervorgingen, im späteren Mittelalter die Universität Bologna. Das frühere deutsche Mittelalter weist derartige Erscheinungen nicht auf.

Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts begegnen wir hier einer Dorothea Christine Erxleben geb. Leporin, welche die Zulassung zum Studium und nach abgelegtem Examen die Erlaubnis zur selbständigen Praxis erlangte.

In neuerer Zeit ging die Bewegung zunächst von Amerika aus, wo 2 Schwestern, Elisabeth und Emily Blackwell, von Geburt Engländerinnen, i. J. 1844 als Studierende Aufnahme im Geneva College zu New York fanden. In Amerika gewann das Frauenstudium bald festen Boden; i. J. 1870 betrug die Zahl der Medizinerinnen in den Vereinigten Staaten 414; i. J. 1890 bereits 4875, und ist inzwischen entsprechend gewachsen. — In England wurde der Gedanke zuerst geweckt durch die bereits genannte Emily Blackwell, die vom Jahre 1850 ab einige Jahre in London praktizierte; doch erst 15 Jahre später gelang es ihrer Nachfolgerin Miß Garret, nachmaligen Dr. Garret Anderson, nach abgelegtem Examen die gesetzliche Approbation als Arzt zu erlangen. Nach schwerem Kampf mit einer hartnäckigen Opposition gelang es den Frauen, eine eigne Universität, die London School of Medicine for Women, zu gründen; und das King and Queens College of Physicam in Dublin erklärte sich bereit, Frauen zu seinen Prüfungen zuzulassen. Bis zum 1. Dezember 97 hatten in England 365 Frauen den med. Doktorgrad gewonnen; inzwischen ist ihre Zahl entsprechend gewachsen.

In der Schweiz war die Universität Zürich die erste, welche Frauen aufnahm. Im Winter 64/65 wurde hier die erste Frau, eine Russin, Nadejda Sustowa, immatrikuliert, bald auch eine Schweizerin, Marie Vogtlin, die noch jetzt als Frau Dr. Heim-Vogtlin in Zürich einer ausgebreiteten Praxis vorsteht. Im Laufe der siebziger Jahre wurden auch die übrigen Schweizer Hochschulen den Frauen zugänglich, und im Jahre 1895 gab es schon 221 weibliche Studierende in der Schweiz; darunter sehr viel Ausländerinnen, denen in der Heimat weniger günstige Gelegenheit zum Studium geboten ist. Es praktizieren z. Z. etwa 30 weibliche Aerzte in der Schweiz.

In Frankreich war Madame Madeleine Brès die erste, die von der Ecole de Medecine in Paris i. J. 1867 zum Studium zugelassen wurde. Auch hier vollzog sich der Eintritt der Frauen in die Hörsäle ganz friedlich. J. J. 1894 praktizierten in Paris 11 weibliche Aerzte, und z. Z. sind etwa 110 weibliche Studierende an der Universität. Auch in Italien nimmt der weibliche Arzt schon eine sichere Stellung ein. Im Jahre 1885 wurde Dr. Maria Terné zur Leibärztin der Königin gewählt.

In Dänemark, Norwegen und Schweden sind die Uni-

versitäten den Frauen unter den gleichen Bedingungen erschlossen wie den Männern. In Stockholm, Christiania, Kopenhagen giebt es weibliche Aerzte. Gleiches gilt von Belgien und Holland.

In der Türkei werden im Ausland approbierte Aerztinnen zur Praxis zugelassen; i. J. 1893 wurde die erste Haremsärztin in Konstantinopel angestellt. Auch studieren Türkinnen auf französischen Universitäten.

Der erste weibliche Arzt in Petersburg war die erwähnte Nadejda Sustowa. J. J. 1872 wurde daselbst eine medizinische Schule für Frauen gegründet, welche den durch kaiserlichen Ukas aus der Schweiz zurückberufenen weiblichen Studierenden die Möglichkeit der Fortsetzung ihrer Studien geben sollte. Infolge politischer Ereignisse wurde indessen diese Schule i. J. 1885 geschlossen und erst vor drei Jahren mit etwas verändertem Studienplan wieder geöffnet. In Rußland giebt es z. B. gegen 900 Aerztinnen, die teils in den großen Städten, teils unter der Bevölkerung thätig sind, — hier oft unter großen Entbehrungen, die sich aus den Verkehrsverhältnissen und dem niedern Bildungsgrad der untern Volksschichten ergeben.

In Oesterreich-Ungarn gewinnt der weibliche Arzt ebenfalls allmählich an Terrain. Schon praktizieren in Wien und in Buda-Pest staatlich approbierte Aerztinnen, und damit scheint für Oesterreich die Frage erledigt.

In Deutschland befindet sich die Sache des weiblichen Arztes augenblicklich noch in einem Uebergangsstadium. Da die Ausübung der ärztlichen Praxis nach dem Gewerbegesetz von 69 freigegeben ist, dürfen Frauen, die im Auslande studiert haben, praktizieren; auch sind ihnen in neuerer Zeit die med. Hörsäle einiger Universitäten geöffnet, doch wurden sie bis dahin weder immatrikuliert, noch zum deutschen Staatsexamen zugelassen.

Augenblicklich üben, soweit mir bekannt, 10 weibliche Aerzte innerhalb Deutschlands selbständige Praxis aus; von diesen 6 in Berlin. Ihre Ausbildung haben sie meist an Schweizer Universitäten erworben. Voraussichtlich werden in nächster Zeit noch mehrere hinzukommen. Auch ist nach neueren Erklärungen der Regierung zu hoffen, daß sowohl die Immatrikulation als auch Zulassung zum Staatsexamen in absehbarer Zeit den studierenden Frauen gewährt wird,

und damit dürfte auch für Deutschland der weibliche Arzt formell die Existenzberechtigung erlangt haben.

Vielleicht sind Sie nach Darlegung dieses stetigen Wachstums und Befestigung des Frauenstudiums in den verschiedenen Ländern schon geneigt, mir zuzugeben, daß eine Sache, die trotz vieler durch Menschen und Verhältnisse gegebenen Opposition so gedeihlich fortschreitet, in sich selbst die Daseinsberechtigung tragen muß. Doch sei es mir erlaubt, in Bezug auf die ethische Berechtigung die Frage ganz konkret zu formulieren: ist das medizinische Studium der Frau aus sittlichen und hygienischen Gründen berechtigt und wünschenswerth, — resp. aus welchen Gründen?

Oder noch einfacher:

1) Ist die Frau berechtigt, Medizin zu studieren?
2) Hat die Frauenwelt im ganzen ein Interesse an dem Dasein weiblicher Aerzte?

Die erste Frage möchte ich am liebsten beantworten in den herrlichen Worten Schleiermachers, die, jetzt fast ein Jahrhundert alt, heute vielleicht allgemeinere Anerkennung finden und besser verstanden werden, als in der unklaren und sprunghaften Romantik jener Tage. In den „Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" heißt es als zehntes Gebot: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre" — und unter der Ueberschrift „Der Glaube":

1) Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm.
2) Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen; sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.
3) Ich glaube an Begeisterung und Tugend; an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Größe und künftige Veredelung!

Da Schleiermacher es ist, der dies schreibt, Schleiermacher, der in herzlichem Freundschaftsverhältnis zu gebildeten und

feinfühligen Frauen stand, ist klar, daß er damit einem Ueberschreiten moralischer und ethischer Schranken nicht das Wort reden wollte; nur stellte er das Menschliche im Individuum über die Zufälligkeit des Geschlechts und leitete daraus die Berechtigung zur Teilnahme an den Schätzen der Wissenschaft.

Und für diejenigen, denen die Ideen und die Ausdrucksweise Schleiermachers doch als zeitlich fern und einer entschwundenen Romantik angehörend erscheinen, möchte ich noch ein Zitat anführen aus der Feder eines der Gegenwart angehörenden Theologen. Freiherr von Soden schreibt: „Auf die Bedenken der Wenn- und Aber-Menschen einzugehen, lohnt nicht. Sie haben zu schweigen, wenn das gute Recht der Sache nachgewiesen ist. Nur das eine sei ausdrücklich betont: daß für das Familienleben, das der göttliche Endzweck der Scheidung der Menschen in Geschlechter ist, nur Segen zu erwarten ist. — Ist das, was wir alle als Hauptaufgabe der Frau ansehen, so wenig tief in ihrer Natur begründet, daß sie durch wissenschaftliches Studium und öffentliche Berufsthätigkeit den Sinn dafür verlieren könnte, so wäre es nur doppelt eine Gewaltthätigkeit, wollte man sie auf jene Aufgabe beschränken. Ueber eine dahingehende Besorgnis wird, der die Geschlechter schuf, lächeln; und wer die Frauennatur kennt, wird auch lächeln." —

Vielleicht ist es berechtigt, um Mißverständnissen vorzubeugen, hier einzuschalten, daß die Mehrzahl der studierenden Frauen dem ihnen so oft entgegen gehaltenen Satz, daß der Hausfrauenberuf der höchste und am meisten beglückende Beruf des Weibes sei, vollkommen zustimmt; da aber die Zahl der Frauen, denen dieser Beruf nicht gegeben ist, jetzt viele Millionen beträgt, ist aus dem Satz ein Argument nicht mehr zu ziehen. Die Frauen sind durch Notwendigkeiten aus der Häuslichkeit gedrängt; nun erlaube man ihnen, daß sie sich Lebensinhalt gewinnen, um den geistigen und leiblichen Hunger zu stillen.

Weil wir Menschen sind, glauben wir Frauen uns berechtigt, auch im Studium unsere Kräfte soweit zu bethätigen, als sie reichen. Unser Schade ist's, wenn sie nicht reichen; aber auch die, welche nicht das Ziel erlangen, werden immerhin für den inneren Menschen den Gewinn da-

vontragen, den jedes ernsthafte Suchen nach Wahrheit und Erkenntnis giebt.

Wir glauben aber auch zweitens, daß die Frauenwelt im Allgemeinen berechtigt ist, weibliche Aerzte zu verlangen.

Etwa, weil die Frauen durch die Behandlung eines männlichen Arztes moralisch gefährdet seien?

Solche Vorstellung wäre ein Schlag in's Gesicht jedes anständigen und ehrenwerten Arztes. Wir denken gar nicht daran, ein solches Argument anzuführen, im Gegenteil, wir treten ihm entgegen, wo immer es uns entgegengebracht wird. Sicher ist aber, daß es eine große Anzahl von Frauen giebt, welche sich lieber in Krankheitsfällen von einer fachlich gebildeten Frau beraten lassen

Auch hier möchte ich, um dem Einwand vorzubeugen, als handle es sich um bloße subjektive Meinungen Beteiligter, ein von kompetentester Stelle stammendes Wort anführen. Professor Olshausen äußert sich in dem bekannten Sammelwerk: „Die akademische Frau" folgendermaßen: „Wenngleich ich schon von mancher Frau die Aeußerung gehört habe, sie würde niemals zu einem weiblichen Arzte gehen, so ist es doch ganz sicher, daß sehr viele Frauen, und besonders Mädchen, vorziehen würden, einen weiblichen Arzt zu konsultieren; dies würde zweifelsohne den Vorteil herbeiführen, daß manche leidende Frau, welche sich scheut, einen Arzt zu fragen, doch zu einer Aerztin gehen würde, und es würde dann manchmal ein Leiden rechtzeitig erkannt und behandelt werden, welches sonst aus Furcht und Scheu so lange unerkannt bliebe, bis die Heilung schwierig oder unmöglich geworden wäre. — Daß im Gebiet der Frauen- und Kinderheilkunde die zartere Hand der Frau, ebenso wie ihr zarteres Gemüt und Gefühl den Kranken angenehmer sein und Vorteile gewähren würde, liegt auf der Hand."

Soweit Professor Olshausen. Soll ich dem hier Gesagten noch einiges aus persönlicher Erfahrung hinzufügen, so ist es dies: Im allgemeinen stellt sich zwischen einer Aerztin und ihren Patientinnen leichter ein vertrauliches Verhältnis ein, da die Patientin von vorn herein von dem weiblichen Arzt ein mehr persönliches Interesse für ihre Angelegenheit voraussetzt; das kann ja unter Umständen manch-

mal auch etwas unbequem werden, — doch lernt man dadurch häufig Mißstände kennen, die nicht auf der Oberfläche liegen, und gewinnt Gelegenheit, vernünftige Anschauungen, die direkt oder indirekt zu gesundheitsgemäßer Lebensweise führen, mitzuteilen. Im übrigen ist es doch eigentlich natürlich, daß die fachlich gebildete Frau der Frau in ihren subjektivsten Beziehungen Rat erteilt; — und die Zahl der Frauen, die diese Meinung teilen, ist bereits so groß, daß das Vorhandensein weiblicher Aerzte als im Interesse der Frauenwelt im allgemeinen betrachtet werden kann.

Freilich nur unter einer eigentlich selbstverständlichen Voraussetzung: die Kranken müssen dem weiblichen Arzt dasselbe Vertrauen entgegenbringen können, als dem männlichen; das kann aber nur geschehen, wenn die Medizin studierenden Frauen die gleiche Ausbildung erlangen wie die Aerzte; damit steht und fällt die Frage nach der Berechtigung. Schon als die Bewegung noch im Anfangsstadium war, nach den ersten tastenden Versuchen, ist dies erkannt worden. Die in den letzten Jahren in Berlin, Leipzig, in Karlsruhe entstandenen Frauengymnasien geben den Beweis, daß die studierenden Frauen durchaus gewillt sind, den gleichen Weg zu gehen wie die Männer, daß sie keinerlei Erleichterungen und Begünstigungen verlangen. In der Sitzung vom 30. April 98 sagte der Herr Kultusminister Bosse ein Wort, für welches wir ihm dankbar sind: „Es ist unmöglich, daß wir weibliche Aerzte schaffen mit einem geringeren Maß von Vorbildung und mit einem geringeren Maß von Ausbildung als sie die männlichen Aerzte haben. Sollen die weiblichen Aerzte ihren Beruf erfüllen, sollen sie wirklich für Frauen- und Kinderkrankheiten das sein und das Vertrauen sich gewinnen, das sie sich gewinnen müssen, wenn aus der Sache etwas werden soll, so müssen sie dasselbe leisten, was die männlichen Aerzte leisten." — Wir freuen uns, daß hier anerkannt wird, daß die Frauen eine Erleichterung des Studiums nicht wollen, und hoffen, daß man uns den Weg frei giebt.

Die meisten Frauen, die sich für das Studium vorbereiten, besuchen die Gymnasialkurse, welche sich auf dem Unterbau der höheren Töchterschule gründen und in ca. 4 Jahren begabten Schülerinnen die Reife für das Abi-

turienten-Examen geben. Aus den Gymnasialkursen in Berlin, die von Frl. Helene Lange in vortrefflicher Weise geleitet werden, sind schon eine ganze Reihe von Abiturientinnen hervorgegangen, die jetzt an deutschen und außerdeutschen Universitäten ihren Studien obliegen; — ungefähr zur Hälfte Philosophie und Volkswissenschaft, zur Hälfte Medizin studieren.

In neuerer Zeit, wo, wie Sie gesehen haben, der weibliche Arzt schon durch die Anzahl eine gewisse Existenzberechtigung beweist, ist nun häufig die Frage aufgetaucht und diskutiert, ob es zweckmäßig sei, den nach akademischer Bildung strebenden Frauen die Thore der bestehenden Universitäten zu öffnen und sie gemeinschaftlich mit den jungen Männern studieren zu lassen, oder ob man vielleicht besser thue, besondere höhere Lehranstalten ausschließlich für Frauen zu gründen. Da sage ich nun offen, und alle meine Kolleginnen in Deutschland stimmen mit mir überein: wir Frauen wollen keine besonderen Frauenuniversitäten, wir sind nicht einmal gewiß, daß wir das Geschenk besonderer Kurse in einzelnen Fächern annehmen möchten. Ich weiß, daß dies vielen unverständlich und sogar verletzend erscheinen mag, und ich muß deshalb versuchen, es zu begründen.

Was ist denn gegen das gemeinsame Studium einzuwenden? Die Gegengründe zerfallen in verschiedene Kategorien:

1) es ist für die Frauen wie für die Männer schädlich,
2) es wird nichts Rechtes aus dem Studium, — die Wissenschaft leidet!

Also zunächst: es ist für die Frauen schädlich, — die Weiblichkeit leidet! — Unter dem Wort „Weiblichkeit" wird viel Verschiedenartiges verstanden, meist wohl etwas liebenswürdig Hülfsbedürftiges, das vor allem Unangenehmen und Unästhetischen sorgfältig behütet werden muß. Mit dieser Art Weiblichkeit kommt man allerdings bei der Medizin nicht weit. Doch die wirkliche echte Weiblichkeit, deren hervorragendes Charakteristikum stete Hilfsbereitschaft ist, braucht ganz gewiß nicht beim Studium zu leiden; ebensowenig wie bei der Krankenpflegerin, der Samariterin und anderen Berufsarten sozialer Hilfsthätigkeit. Ich will Ihnen hier verraten, daß die meisten Medizinerinnen viel in sich zu über-

R. H. S.

winden haben, bevor sie in Präpariersäle oder Krankensäle treten; aber die Schreckniſſe ſchwinden ſobald ſie einmal darin ſind; wenigſtens bei denen, die gute Nerven und Geſundheit und die Fähigkeit der Selbſtkritik und Selbſterziehung mitbringen. Dieſe Wandlung geſchieht ganz von ſelbſt, ohne daß ein beſonderer Denkprozeß ins Bewußtſein tritt. Es iſt die Selbſtverſtändlichkeit der Pflichterfüllung, und damit iſt der Standpunkt gewonnen, der auch in anderen Situationen zur richtigen Anſchauung verhilft. Dann kommt allmählich das Verſtändnis für den Ernſt und die Heiligkeit der Wiſſenſchaft, und damit iſt man oben, und begreift nicht mehr die Möglichkeit von Nebengedanken. Uebrigens kann ich verſichern aus eigenſter Erfahrung, — und meine Kolleginnen ſtimmen mit mir überein — daß all die theoretiſch ſo ſchrecklichen Dinge in der Praxis unendlich viel harmloſer ſich geſtalten; ein wenig Taktgefühl bei Lehrern und Hörenden hilft über all die Klippen hinweg. Ich denke jetzt noch, wo eine lange Reihe von Jahren mich von meiner Studienzeit trennt, mit aufrichtiger Achtung unſerer Züricher Kommilitonen; ſie haben zuerſt gezeigt, daß junge Männer ruhig und ſachlich auch in Gegenwart junger Mädchen und Frauen arbeiten können. Wo immer Fachliches zur Erörterung kam, ſah man in uns nur die Kolleginnen; ich denke, das iſt etwas Ehrenvolles, bin auch ganz überzeugt, daß auch in Deutſchland das gemeinſame Studium ſich ebenſo entwickeln wird.

Iſt alſo von einer Schädlichkeitsfrage gegenüber der Größe der Aufgabe und dem Ernſt der Arbeit nicht die Rede, ſo iſt es mit der Sittlichkeitsfrage genau dasſelbe. Ich geſtehe, daß ich an dies Gebiet ſehr ungern rühre; ich habe das Gefühl hinabzuſteigen, indem ich es thue. — Es iſt wahr, es ſind einige — nicht allzu viele — Verlobungen und Ehen durch das gemeinſame Studium zuſtande gekommen; das wäre doch aber nur dann ein Unglück, wenn dieſe Ehen ſich ſämtlich als Mißgriffe herausgeſtellt hätten. Ob ſie alle glücklich waren, weiß ich nicht; das aber weiß ich aus eigner Anſchauung, daß einige meiner Kolleginnen muſtergiltige Hausfrauen geworden ſind; die meiſten haben nach der Verheiratung die eigne Praxis aufgegeben, namentlich wenn ſpäter die Erziehung von Kindern ihre Arbeitskraft in Anſpruch nahm; ein Schade iſt den Kindern

aus den medizinischen Kenntnissen der Mütter sicher nicht erwachsen.

Uebrigens haben es einige doch verstanden, die Pflichten einer Hausfrau und Mutter im großen und ganzen zu erfüllen, und dabei doch mit Eifer einer ausgebreiteten Praxis vorzustehen; ich nenne nur die Frau Dr. Heim-Vögtlin in Zürich. Allerdings glaube ich, daß eine derartige Leistungsfähigkeit nur wenigen gegeben ist. Das ist natürlich eine ganz individuelle Angelegenheit.

Ein anderer Einwand, der gegen das gemeinsame Studium erhoben wird, geht dahin, daß bei völliger Freigabe der Hörsäle und Kliniken bald eine Ueberflutung der Universitäten von weiblichen Elementen und eine Beeinträchtigung und Zurückdrängen der männlichen Studierenden, — später eine Beeinträchtigung im Beruf durch Ueberproduktion von Aerzten stattfinden würde.

Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß solche Gefahren absolut nicht vorliegen. Die Schweizer Universitäten weisen nur deshalb eine so große Zahl von weiblichen Studierenden auf, weil bis vor Kurzem die Frauen in andern Ländern nicht oder nur unter größeren Schwierigkeiten zum Studium zugelassen wurden; das Verhältnis wird sich ändern, sobald diese Schwierigkeiten gehoben sind. Außerdem — heute und noch auf viele künftige Jahre hinaus werden Eltern das Lebensglück ihrer Töchter lieber zunächst in der Heirat und in dem sogenannten „natürlichen Beruf" des Weibes suchen als in der exponierten Stellung des weiblichen Arztes. Und endlich — last not least — giebt es eine Menge praktischer Hindernisse, welche studierende Frauen überwinden müssen. Man bedenke: 4 Jahre Gymnasialkursus als Vorbereitung zum Studium, 5 Jahre akademisches Studium, mindestens 1 Jahr der Vorbereitung für selbständiges Praktizieren in Kliniken, um Erfahrung zu sammeln; — wieviel Frauen können denn 10 Jahre des Lebens und ein Vermögen hingeben für eine materiell doch immerhin nicht garantiert sichere Lebensstellung? Die ganz Unbemittelten, die bald auf den Erwerb angewiesen sind, können es natürlich nicht; den Reichen liegt doch meist die Heirat näher; so beschränkt sich schon aus materiellen Gründen die Anzahl der Frauen, die überhaupt die Möglichkeit des Studiums haben, um ein Beträchtliches.

Es dürfte also — wenigstens für die nächsten Jahrzehnte — es ist sehr prekär voraus zu sagen, wie es in der Zukunft sich gestalten wird — die Anzahl der studierenden Frauen nicht so groß sein, daß eine Beeinträchtigung der männlichen Jugend an den Universitäten entstehen würde, — also würden sich für die immerhin beschränkte Zahl doch auch der Gründung von separaten Frauenuniversitäten außer dem Mangel an Notwendigkeit sehr viele Hindernisse entgegenstellen. Zunächst — woher das Geld nehmen? — Die Einrichtung einer Universität, mit allem was dazu gehört, kostet Unsummen, und die Unterhaltung derselben nicht minder, — würde die Regierung, welche Mehrforderungen zu Lehrzwecken gegenüber sich doch recht reserviert verhält, und gegen das Frauenstudium bis vor Kurzem eine mehr ablehnende Haltung innehielt, wohl geneigt sein, vor dem Parlament eine Forderung von mehreren Millionen für solche Zwecke zu vertreten? Und eine Frauenuniversität aus Privatmitteln einrichten, dürfte sich doch als unmöglich erweisen; so bedeutend Deutschlands wirtschaftlicher Aufschwung auch sein mag, — das Land der Millionäre, wie Amerika und England, ist es doch noch lange nicht. Und wenn es so wäre —

Ich habe hier die materiellen Hindernisse, welche der Errichtung von Frauenuniversitäten entgegenstehen, angeführt, aber ich betrachte sie nicht als ausschlaggebend; sie kommen für mich erst in zweiter und dritter Linie. Die Hauptsache ist, daß aus innern Gründen separate Frauenuniversitäten unnötig sind. Da übrigens die Aerztinnen in dieser Frage Partei sind und man bei ihnen eine gewisse Befangenheit des Urteils vermuten könnte, habe ich in der Kollektion Kirchhoff „Die akademische Frau" nachgesehen; von 41 Universitätslehrern halten 26 es für vollkommen möglich, den Frauen die bestehenden Universitäten zu gemeinschaftlichem Studium zu öffnen; unter diesen mehrere Gynäkologen. Nur 14 sind dagegen; bemerkenswert ist, daß unter diesen 14, die einer Trennung der Geschlechter den Vorzug geben, kaum einer ist, der in der Praxis Gelegenheit hatte, Männer und Frauen zusammen zu unterrichten; ihr Urteil beruht auf theoretischen Deduktionen: so denke ich es mir, folglich muß es so sein! In der That weicht die Erfahrung aber oft sehr weit von dem scheinbar folgerichtigsten

Denken ab. Vor allen Dingen maßgebend sind doch wohl die Meinungen derjenigen Professoren, die bereits durch viele Jahre Frauen und Männer gemeinsam unterrichtet haben, — an den schweizerischen Universitäten Zürich, Bern, Genf, Lausanne.

Im Jahre 1896, als die deutsche Reichsregierung zuerst der Frage des Frauenstudiums näher trat, wendete sie sich an die Schweizer Behörden mit einer Anfrage über die Erfahrungen, welche man an Schweizer Universitäten bezügl. des gemeinsamen Studiums gemacht habe. Die Direktion des eidgenössischen Departements des Innern wendete sich darauf an die Erziehungsdirektoren der Kantone Basel Stadt, Zürich, Bern, Waadt und Genf. Die Antworten lauteten durchweg dahin, daß keinerlei Störungen oder auch nur Inkonvenienzen sich ergeben hätten, und auch, daß eine Schädigung oder Herabdrücken des wissenschaftlichen Niveaus nicht stattgefunden.

Aus einer interessanten Schrift des Professors Erismann, früher Moskau, jetzt Zürich, entnehme ich noch einige bemerkenswerte Angaben. Für ein Sammelwerk, das in Moskau zu Gunsten des medizinischen Instituts herausgegeben werden sollte, bearbeitete er die Frage des gemeinsamen akademischen Studiums und wandte sich an 37 akademische Lehrer der Universitäten Zürich, Bern, Genf, Lausanne mit folgenden Fragen:

1) ob die Gegenwart des weiblichen Elements in den Hörsälen, Laboratorien, Kliniken in irgend einer Weise den Vortragenden oder die männlichen Hörer geniere;
2) ob also aus diesem Grunde getrennte Anstalten für beide Geschlechter als zweckdienlich zu betrachten wären, oder
3) ob nicht vielmehr ein günstiger Einfluß des gemeinsamen Hörens und Arbeitens in ethischer Beziehung sich beobachten oder erwarten lasse;
4) müßte auch entschieden werden, ob eventuelle Nachteile des gemeinsamen Studiums so bedeutend sind, daß sie die enorme Ausgabe für Errichtung und Unterhalt paralleler Hochschulen rechtfertigen würden.

Unter den 37 eingegangenen Gutachten findet sich nicht ein einziges Votum gegen das gemeinsame Studium, und

keiner der 37 Professoren hat sich für Gründung besonderer Frauenuniversitäten ausgesprochen. Professor Roux-Lausanne schreibt wörtlich:

„Ich schätze auf Grund persönlicher Erfahrung das gemeinsame Studium so sehr, daß ich glücklich wäre, wenn die eine oder die andere meiner Töchter, oder auch beide, Medizin studieren würde, und zwar nicht in einer ausschließlich für Frauen bestimmten Anstalt, sondern an einer Universität, die beide Geschlechter gleichmäßig aufnimmt."

Professor Lehmann-Würzburg, der während 7 Jahren als Student und Assistent in Zürich die Frage genau studieren konnte, sagt u. a.: „Wir sahen in Zürich in den tüchtigen und fleißigen Damen tüchtige und sympathische Studiengenossinen, mit denen man höflich und achtungsvoll, aber nicht galant verkehrte. Niemand gewährte z. B. den Damen bei einer Demonstration prinzipiell die besten Plätze; sie standen unter uns, wo sie der Zufall hinführte, und verlangten auch niemals etwas anderes, als kollegial behandelt zu werden. Nicht die leiseste ungünstige Erfahrung drang in den Jahren, die ich als Student und Assistent in Zürich verbrachte, an die Oeffentlichkeit; die Damen gingen ihrer Wege, ohne daß wir uns viel um sie kümmerten." —

Die allgemeine Ansicht, die aus allen Gutachten hervorleuchtet, ist folgende:

1) die Gegenwart der Frauen, namentlich wenn dieselben die entsprechende Vorbildung besitzen, stört weder den Vortragenden noch die männlichen Hörer; — etwas Takt von seiten des Lehrers vorausgesetzt.
2) betonen einige der Professoren (z. B. Prof. Heim) ausdrücklich, daß in Benehmen, Lebensführung und Fleiß der Studenten ein quasi erzieherischer Einfluß des gemeinsamen Studiums bemerkbar sei.
3) Getrennte Anstalten sind im Interesse der Frauen abzulehnen.

Der gleichen Ansicht sind nun die studierenden Frauen selbst; sie würden die Gründung von Frauenuniversitäten geradezu als schweren Nachteil für die Sache betrachten.

Als in den achtziger Jahren eine reiche Dame der Stadt Lausanne ein großes Vermögen überweisen wollte, mit der Bedingung, dafür eine med. Fakultät für Frauen zu gründen, wurde unter den Züricher Studentinnen unter

der Hand angefragt, ob sie bereit wären, überzusiedeln. Sie erklärten sämtlich, daß sie bleiben würden, wo sie waren. Eine junge Kollegin, mit der ich über die Sache sprach, sagte mir: „Wir wollen nicht später als Aerzte zweiter Klasse angesehen werden."

Wer die Anschauungen an den Universitäten und den das Unterrichtswesen leitenden Kreisen kennt, muß die Befürchtung als berechtigt ansehen, daß an Frauenuniversitäten die Wissenschaft mehr in einer für die Erfordernisse der Praxis zugeschnittenen Form dispensiert werden würde; schwerlich auch würden sich für die Frauenuniversitäten die besseren und besten Lehrkräfte finden lassen. — Und wenn wir Frauen so entschieden dagegen protestieren, als Aerzte 2. Klasse zu gelten, so ist es nicht blos Ehrgeiz, der uns dazu treibt. Wir wünschen auch im Interesse unserer Patientinnen, daß sie uns als vollwertig betrachten möchten, weil sie uns nur dann jenes Maß von Vertrauen geben können, das in Krankheit und Schmerzen dem Leidenden Trost und das Gefühl von Versorgtsein und Geborgenheit giebt, und das den Arzt in den Stand setzt, neben der Behandlung des körperlichen Leidens auch jene psychische Einwirkung auszuüben, die Mut und Energie zur Genesung in dem Kranken erweckt. Wir wünschen imstande zu sein, unsere Pflicht zu thun.

Der häufig herangezogene Vergleich mit den Frauenuniversitäten in Rußland, England und Amerika ist aus vielen Gründen, deren Erörterung zu weit ab führen würde, nicht stichhaltig, — auch schon deshalb nicht, weil diese Universitäten meist nach dem Kollege-System eingerichtet sind, das allerdings mit seinem Internat die Geschlechtertrennung durchaus durchführen muß. Die Prüfungen werden übrigens vor den gleichen Kommissionen und nach dem gleichen Maßstabe abgelegt.

Und nun zum Schluß komme ich nochmals auf Schleiermacher zurück: Hoch über dem spezifisch Männlichen und spezifisch Weiblichen im Individuum steht das allgemein Menschliche; die ethische Aufgabe jedes Menschenlebens ist Selbsterziehung zum Altruismus. Das Ideal des Arztes im besonderen ist jenes absolute Hintenanstellen der eignen Persönlichkeit, das im Berufsleben zur Gewohnheit werden muß, die Objektivität des Urteils unbeeinflußt durch

Stimmung, Antipathien oder Sympathien. Und sollte es nicht für jene stete Selbsterziehung, die der ärztliche Beruf noch mehr als jeder andere Beruf von seinen Jüngern verlangt, förderlich sein, wenn beide Geschlechter in gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Streben die allgemein menschlichen Züge in einander erkennen und achten lernen, — während in der Gesellschaft, wie sie heute ist, eigentlich nur Männer und Frauen einander begegnen?

Ich stelle die Frage zur Erwägung!

Nach dem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrage erhielt Dr. med. Zacke-Berlin das Wort zu seinem Korreferate, dem folgende Leitsätze zugrunde lagen:

1. Die Frage, ob die Bildung von Aerztinnen in eigenen Anstalten oder auf der Universität erfolgen soll, kann ich nicht beantworten, ohne die Vorfrage entschieden zu haben, ob das Universitätsstudium der Frau unter dem Gesichtspunkte der Regel oder der Ausnahme zu betrachten sei, ob man der Frau bei gleicher Vorbildung prinzipiell volles akademisches Bürgerrecht gewähren soll oder nicht. Ich bin prinzipieller Gegner der vollen Immatrikulation, weil die deutsche Universität auf die Dauer Schaden leiden würde.

2. Wird die Ausbildung der Frauen auf unseren Universitäten als Ausnahmezustand behandelt, wie es jetzt geschieht, und bleibt die Anzahl der weiblichen Studierenden klein, so stehen einem gemeinsamen Studium auch in der medizinischen Fakultät keine wesentlichen Schwierigkeiten im Wege.

a) Durch gemeinsames Studium leiden die Studierenden keinen sittlichen Schaden.

b) Die Intellektunterschiede der Geschlechter, die zweifellos vorhanden sind, und nicht etwa blos als Resultat der Erziehung, müssen dann unberücksichtigt bleiben.

c) Von einer Ausbildung für besondere Spezialitäten kann auf der Universität gar keine Rede sein.

d) Die Universitätslehrer brauchen ihre Vorträge kaum, ihre Demonstrationen nur ausnahmsweise etwas anders zu gestalten.

e) Der Charakter der Universitäten kann unberührt bleiben.

3. Bei einem größeren Andrang von Medizin-Studentinnen sollte eine eigene Frauenuniversität gegründet werden.

4. Medizinische Fachschulen zur Ausbildung von Arzt-Gehilfinnen wären die der weiblichen Eigenart adäquateste Form von Medizinschulen.

5. Fast allein unter dem Gesichtspunkte, neue Erwerbsquellen für die Frau zu schaffen, hat das Medizinstudium derselben einen Wert. Medizinische Wissenschaft, Aerztestand, Publikum haben nur einen geringen Vorteil von weiblichen Aerzten zu erwarten.

In seinem Referat über die Frauenfrage auf der vorjährigen kirchlich-sozialen Konferenz hat Herr Prof. v. Nathusius den Wunsch ausgesprochen und dazu aufgefordert, man möge nicht zu einseitig sein und den Frauen die Wege wenigstens zum ärztlichen Studium öffnen. Es sei, könne man sagen, eine moderne Erscheinung, daß nur Männer Aerzte sind. Referent erklärte sich dann gegen das gemeinsame Studium von Frauen und Männern auf der Universität, weil das Gemütsleben unserer deutschen Frau dabei Schaden leiden würde.

Meine Herren und Damen, ich kann mich mit Herrn Prof. v. Nathusius nicht einverstanden erklären, wenigstens nicht, wenn diese Fragen in einer so allgemeinen Fassung meine Billigung beanspruchen, wie sie auf der vorjährigen Konferenz zu Tage traten.

Meine Ansicht und wohl die der meisten Aerzte ist die, daß die große Mehrzahl der Frauen für den ärztlichen Beruf nicht taugt und daß die wenigen, die das Aerztin-Werden nicht lassen können, an ihrer Weiblichkeit durch gemeinsames Studium mit den Studenten nicht sehr viel einbüßen. Meinen Zweifel an der Tauglichkeit weiblicher Voll-Aerzte werde ich Ihnen im Folgenden begründen müssen.

Wenn ich dies gethan habe, kann ich Ihnen dann auch die Frage beantworten, wie ich zu unserem eigentlichen Thema stehe.

Gestatten Sie mir zunächst die Frage meines ersten Leitsatzes aufzuwerfen. Ist das Universitätsstudium der Frau unter dem Gesichtspunkt der Regel oder der Ausnahme zu betrachten, sollen Frauen nach genügender Gymnasialvorbildung volles akademisches Bürgerrecht erhalten oder nicht?

Stelle ich die Frage nach Regel oder Ausnahme ganz allgemein, so werden sicherlich die meisten von Ihnen sagen: Eine Ausnahme muß natürlich das Frauenstudium immer bleiben, das ist ja selbstverständlich. Wie steht es aber um die daraus folgende Frage, ob Frauen auf der Universität volles akademisches Bürgerrecht zu gewähren sei oder nicht? Sollen sie voll immatrikuliert werden können und damit das Recht haben, daß ihre besondere frauliche Eigenart berücksichtigt werde? Die Frauenrechtlerinnen verlangen die Immatrikulation, Berücksichtigung ihrer Eigenart zunächst noch nicht. Meine Vorrednerin steht auf demselben Standpunkt; ich bleibe auch bei dieser Fragestellung konsequent und halte es nicht für richtig, das akademische Bürgerrecht an eine Frau zu verleihen; sonst würden unsere deutschen Hochschulen prinzipiell einen gemischten Charakter annehmen und auf die Dauer sicher den ausgeprägt männlichen Charakter, den sie jetzt haben, nicht beibehalten können.

Worauf soll sich das Recht der vollen Teilnahme gründen? Haben die Frauen etwa schon bewiesen, daß sie in den hohen Wissenschaften auch nur annähernd das leisten können wie die Männer, die doch das hohe Gebäude der deutschen Wissenschaft allein gerichtet und ausgebaut haben? Nicht einmal in den Künsten haben die Frauen irgend Erhebliches geschafft, und diese stehen ihnen doch ganz unbehindert offen. Die hervorragende Befähigung der Frau liegt im Erfassen des Persönlichen; zu wissenschaftlichem Denken ist der Mann besser geeignet.

Deutsche Männer-Wissenschaft hat sich den ersten Platz in der ganzen Welt erkämpft, soll dieser Platz ihr bleiben, so können wir keine minderwertigen und doch gleichberechtigten Mitstreiter gebrauchen.

Unsere deutschen Hochschulen müssen ungefährdet ihren rein männlichen Charakter und hohe wissenschaftliche Stellung behalten; wollen die Frauen durchaus konkurrieren, so mögen sie es auf eigenen Instituten versuchen. Ich denke, diese Forderung ist nicht mehr als recht und billig.

Als Erziehungsanstalten können unsere Universitäten der Studentin nichts leisten in ihrer jetzigen Gestalt.

Für den Mann schiebt zwischen Schulzwang und Berufszwang die akademische Freiheit sich ein als eine Zeit, in der er auf eigene Füße gestellt und wesentlich sich selbst

verantwortlich ist. Selbstbeherrschung aus eigenen Gewissensmotiven soll der junge Student lernen. Viele gleiten aus, einige gehen unter, die meisten reifen zu Männern heran. Kann die Frau an alledem teilnehmen? Vorsichtig muß sie auftreten auf dem neuen ungewohnten Boden, kann sich sogar weniger erlauben als gleichaltrige Mädchen und junge Frauen im Kreise ihrer Familien. Auf der Universität lebte die Studentin in der Oeffentlichkeit, wo unsere deutschen Frauen sich ja selbst so ungern sehen. Lassen Sie mich noch folgendes hervorheben.

Die Studentin mit voller Immatrikulation würde das Recht haben, gewisse Materien, bei deren Besprechung ihr Schamgefühl verletzt wird oder die ihrer intellektuellen Eigenart angepaßt werden könnten, Extra-Frauen-Vorlesungen zu verlangen. Nun — unsere Medizin-Professoren sind durch Ferienkurse und Praxis schon so wie so übermäßig in Anspruch genommen, wir wollen nicht vergessen, daß unsere Professoren neben ihrer Lehrthätigkeit vor allem Forscher und Bahnbrecher in den Wissenschaften sein sollen, und daß ihnen dazu reichliche Zeit übrig bleiben muß. Aus der Schweiz hörte ich Klagen darüber, daß oft die Frauen den Gang des Unterrichts ungünstig beeinflussen und ihn schleppend machen.

Sie sehen, wie das Prinzip der vollen Immatrikulation, wenn nicht heute und morgen, doch mit Sicherheit zu Konsequenzen führt, die tief in den Männercharakter unserer deutschen Hochschulen eingreifen. Wer die Folgen nicht will, darf den Anfang nicht wollen.

Anders steht die Sache, wenn die Frauen auf der Universität als Ausnahmen behandelt werden, dann können wir es uns ganz ruhig gefallen lassen, daß die hervorragenden ihres Geschlechtes den Wettbewerb mit uns aufnehmen und uns die weitere Frage vorlegen: Kann das Medizin-Studium den Frauen nun besonders empfohlen werden? Immer wieder hört man von Laien auf den ärztlichen Beruf hinweisen. So sagte Herr Hofpr. Stöcker auf dem vorjährigen Kongreß: „Ich glaube allerdings, daß für den ärztlichen Beruf in der Frau Kräfte liegen, die der Mann nicht hat," und an einer anderen Stelle: „Ich glaube, daß im medizinischen Berufe ein weites Feld der Thätigkeit für die Frau offen steht. Freilich bin ich der Meinung, daß zuerst nicht viel Frauen Lust

haben werden, sich an weibliche Aerzte zu wenden, weil der Mann entschiedener und entschlossener ist. Dennoch liegt hier eine große Aufgabe vor, für die die Frau in hohem Maße geschickt ist." Soweit Stöcker.

Heinrich von Treitschke schreibt: „So zeigt sich überall, daß männliche Berufe, welche für Frauen passen, nicht sehr zahlreich sind; der zugänglichste für sie scheint der des Arztes."

Meine Herren und Damen, diese Meinung werden auch manche von Ihnen haben und Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie mir sagen würden, aus welcher Beobachtung heraus der Laie zu dieser Meinung kommt. Mir will es scheinen, als ob Sie doch die körperliche und besonders auch die wissenschaftliche Arbeit des Arztes zu gering, gegenüber der des Theologen und Juristen, veranschlagen und deshalb zu diesem Urteil kommen. Oder vielleicht deshalb, weil thatsächlich viele Frauen als Helferinnen einen bedeutsamen Anteil an unserm Berufe nehmen? Der Umstand, daß es in vergangenen Jahrhunderten Aerztinnen gegeben hat, kann für unsere Zeit nicht in Betracht kommen, weil erst im 19. Jahrhundert die Medizin auf einen Grund gestellt worden ist, auf dem sie allein zu einer Wissenschaft sich erheben konnte. Die modernen Naturwissenschaften haben neben die ärztliche Kunst eine ärztliche Wissenschaft gestellt. Auf den vollen Umfang dieser Wissenschaft gründet sich heute die ärztliche Diagnose. Für uns praktischen Aerzte gehört ein das ganze Leben durchdauerndes theoretisches Studium neben der körperlich doch so anstrengenden Praxis dazu, um auch nur einigermaßen auf der Höhe unserer Zeit zu bleiben. Wird die Frau hier etwas Ergänzendes leisten können? —

Und wenn nun die ärztliche Kunst darin besteht, daß der Arzt nicht nur seine Wissenschaft, sondern besonders auch seinen Charakter und seine Weltanschauung für die Heilung der verschiedenst gearteten Personen einzusetzen vermag, so werden Sie mir wohl zugeben, daß demselben eine Aufgabe gestellt ist, die das durchschnittliche Können der Frau übersteigt. Indessen könnten Sie mir gerade bei diesem letzten Punkte erwidern, hier ist ja das persönliche Moment, welches der Frau in so hohem Grade eignet — so erwidere ich: Freilich ist ja das Erkennen des Persönlichen für uns Aerzte

sehr wichtig; indessen, mit dem Erkennen allein ists nicht gethan, die Leitung und Führung des Patienten ist das Wichtige. Eine Frau aber leitet ihr Kind, ihre Angehörigen, nach der Erkenntnis deren Eigenart durch ihre Liebe. Der Arzt leitet seinen Patienten durch seine Autorität. Von dieser steht der Frau Fremden gegenüber immer viel weniger zu Gebote als dem Manne.

Nach beiden Richtungen hin, sowohl nach der Seite der Wissenschaft, als nach der Seite des Handelns, arbeitet der Mann nach Anlage und Vorbildung nach abstrakten Grundsätzen. Dieser männlichen Eigenart entsprechend sind unsere Universitäten eingerichtet, ihr entspricht auch das Bedürfnis der ärztlichen Praxis. Diese abstrakten Grundsätze mag die Frau ebenso klar zu fassen imstande sein, wie der Mann, aber sie werden nie im weiblichen Geistesleben die ausschlaggebende Stellung erlangen, die sie haben müssen, um nach ihnen zu arbeiten. Auf diesem abstrakten Denken beruht eine Arbeit des Arztes, an der er allein zur Sicherheit des erfahrenen Praktikers emporwachsen kann, das ist die Gewissensarbeit der Selbstkritik. Rezepte verschreiben, übliche Heilmaßnahmen anordnen, trösten, pflegen, zusprechen, — dies alles kann jeder beliebige Zimmergeselle, sofern es ihm an gesundem Verstand nicht fehlt, das sehen wir alle Tage, und der kolossale Umfang der Kurpfuscherei beweist das unumstößlich; aber kritisch objektiv beurteilen, wie weit im speziellen Falle (und jeder Fall und jeder Mensch ist anders) die Natur allein und wie weit das aktive ärztliche Eingreifen das Heilungsresultat hervorgerufen hat — das ist die fast unüberwindlich schwere Aufgabe des Arztes. Arbeitet er an dieser abstrakten Aufgabe täglich und stündlich, so ringt er sich empor aus dem Handwerksmäßigen; läßt er sie liegen, so bleibt er ein Stümper.

Ist die Frau dieser schweren Aufgabe gewachsen? Im Leben der Frau hat der Anlage nach das Feingefühl, das Gemüt die Führung, dem dürre Abstraktionen schlechterdings garnichts bieten können.

Die Aufgaben des Arztes sind ganz wesentlich männlicher Natur, sie sind zum großen Teil sehr schwer und schwere Kämpfe resultieren daraus, Kämpfe mit dem eignen Gewissen, Kämpfe mit dem so oft unreifen Urteil des Publikums, das Quacksalbern und Magnetiseuren unwürdig sein

Vertrauen schenkt. Vergessen darf ich leider auch die Kämpfe nicht, die innerhalb der Kollegenschaft, besonders auf dem Lande und den kleinen Städten, unvermeidlich sind. Wie wird die Frau in diesen bestehen?

Für den ärztlichen Beruf im Großen ist die Frau sicher minder geeignet als der Mann, und ich sehe nicht, welche geistigen Vorzüge sie mitzubringen imstande wäre. —

Versuchen wir nun im Folgenden diejenigen Spezialgebiete hervorzuheben, auf denen die Frau vielleicht etwas Ganzes leisten könnte.

Wohl überall dort, wo die Aerztin innerhalb eines geschlossenen Rahmens einer festen Verwaltung oder dgl. arbeitet, überall, wo das Haus sie umschließt, wo der Uebelstand ausgeschaltet ist, daß ihre mindere Autorität eine Verletzung erfahren kann.

Zunächst die konsultative Praxis, d. h. diejenige Praxis, die in den eigenen vier Wänden an Hilfe suchenden Patienten ausgeübt wird.

Diese Form der Praxis ist zweifellos die nächstliegende für eine Aerztin, weil sie die Körperkräfte schont, und weniger in die Oeffentlichkeit tritt. Sie hat den Nachteil, daß man den Patienten nicht in seiner eigenen Umgebung kennen lernt und einem manches Allgemein-Menschlich-Wichtige entgeht. Spezialisten üben diese Art der Praxis aus. Soweit die Frauenkräfte für medizinische Spezialitäten ausreichen, wäre diese Form der Praxis ihnen anzuraten. Ob freilich für den Durchschnitt der Aerztinnen die großen Spezialitäten, Chirurgie, Frauen-, Ohren-, Nerven-Heilkunde, die alle ein sehr großes Maß von Wissenschaftlichkeit fordern, passen, ist mir sehr zweifelhaft; doch giebt es auch kleine Spezialitäten als: Unterricht im medizinischen Turnen, Sprachunterricht für Stotterer, Kurse für Schwerhörige, Röntgenphotographie, Medizinischer Kochunterricht und a. m., in denen die Frau wohl etwas zu leisten imstande wäre.

Wer in jenen großen Spezialitäten etwas Rechtes schaffen will, muß ein gut Teil Chirurgie beherrschen und das Vertrauen der Kollegen in bes. Maße besitzen.

Die kleinen Spezialitäten werden heute teilweise von Nicht-Medizinern besorgt; daß dieselben in fachmännische

Hand kommen, ist durchaus erwünscht für die Aerzte, ich werde später noch einmal von ihnen zu sprechen haben.

Die konsultative Praxis wird nun auch diejenigen Patientinnen umfassen, die sich aus falschem Schamgefühl nicht an einen Arzt wenden wollen. Diese Gruppe von Patientinnen bildet eine Hauptrüstung für die Vorkämpfer für weibliche Aerzte. Gestatten Sie mir, darüber folgendes auszuführen:

Herr Prof. v. Nathusius sagte im vorigen Jahr: „Wie manche Frauenkrankheit hätte geheilt werden können, wie manches Frauenschicksal hätte sich anders gestalten können, wenn man rechtzeitig Gelegenheit gehabt hätte, einen weiblichen Arzt zu Rate zu ziehen, und wenn die begreifliche Scheu vor dem männlichen Arzt in Wegfall gekommen wäre."

In der Diskussion hat darauf schon Herr Dr. Vogel-Laubach erwiedert und gesagt, eine wie unwesentliche Rolle dieses Moment spielt. Denken Sie, bitte, auch an folgendes: Bei einer einzigen Gruppe von Frauenkrankheiten trifft die Befürchtung, daß durch Verzögerung unheilbarer Schaden angerichtet wird, in hervorragendem Maße zu und das ist bei der Gruppe der bösartigen Erkrankungen. Sie können nicht frühzeitig genug zur Operation kommen. Diese Erkrankungen aber sind nicht etwa tägliche Erscheinungen in der Spezialpraxis und sie kommen meist nur vor bei älteren verheiratheten Frauen. Diese haben alle genugsam schon Berührung mit Aerzten gehabt und wissen eher aus Erfahrung, daß Vernachlässigung ihnen Schaden bringt. So kommen sie leichter über diese äußere Schwierigkeit hinweg. Wo bleibt also der große Nutzen, den die Aerztin stiften wird gegenüber den jetzigen Verhältnissen? Vergessen Sie, bitte, auch nicht, daß wir Hebeammen haben, die bekanntlich sehr vielen Frauen auch in dieser Richtung die erste Hilfe leisten.

Von der Schul-, Fabrik-, Gefängnis-, Versicherungs Aerztin will ich nicht weiter reden, auch hier würde vielleicht ein sehr kleiner Vorteil für unser Volk sich zeigen; nur über die Armen-Praxis noch einige Worte, weil man auch dieser Thätigkeit der Zukunfts-Aerztin einen besonderen Vorzug theoretisch beigelegt hat. Ich würde den Befürwortern der Aerztinnen einen Erziehungsmodus für dieselben anraten, der bestimmt, daß alle weiblichen Aerzte

nach dem Examen nur drei praktische Jahre in den Nord- und Ostbezirken von Berlin durchzumachen haben. Ich verspreche Ihnen, unsere Aerztinnenfrage ist dann gelöst. Es wird viel und wohl manches Mal mit Recht über die Rücksichtslosigkeit der Armenärzte geklagt, die besonderen Schwierigkeiten sittlicher und sozialer Art, die doch mit der Existenzfrage der Armenärzte Hand in Hand gehen, machen sich nur wenige Laien klar. Ich kann diese Verhältnisse hier nur andeuten.

Meine Ausführungen über das Thema, ob das Frauenstudium, im besonderen das der Medizin prinzipiell als Regel oder als Ausnahme betrachtet werden müsse, laufen darauf hinaus, daß ich mir keine erheblichen Vorteile vom Frauenstudium versprechen kann, insbesondere, daß nach Frauenärzten im deutschen Reich gar kein dringendes Bedürfnis vorliegt. Die Frau wird als Arzt immer ein Arzt zweiten Ranges bleiben, der mehr Schaden als Nutzen stiftet.

Ich kann Sie nun des weiteren versichern, daß in unserem Vaterlande ein Mangel an Aerzten in keiner Weise besteht und besonders in den großen Städten nicht, auf die die Aerztin vor allem angewiesen sein wird.

Wenn Sie mich nun fragen, sollen die akademischen Berufsstände, zuerst also die Mediziner, das Opfer freiwillig auf sich nehmen und wenigstens einigen von den berufslosen Frauen ihre Berufe öffnen — so antworte ich mit — ja — aber mit der Einschränkung, daß wir nur die geistig tüchtigsten der Frauen gebrauchen können, die von angeborener männlicher Art.

Prinzipiell und unterschiedslos dem breiten Strome der Frauen von staatswegen die Wege zu den akademischen Berufen ebenso wie den Männern zu öffnen, halte ich für einen groben politischen Fehler. Die akademische Frau ist geschlechtslos. Der Staat hat an ihrer Existenz ein weit geringeres Interesse als an dem familiengründenden Mann, und an der Familie hastet die ganze Zukunft des Staates. Werden denn nicht die Eheschließungen noch dadurch vermindert, daß Frauen den Männern die Existenz erschweren? Wenn dieses richtig ist, könnte man von den Frauen nicht vielmehr verlangen, daß sie zu Gunsten des Ganzen auf die Konkurrenz mit dem Manne verzichten?

Auch hat der Staat als Fürsorger für die Volksgesundheit und als Ausbilder der Aerzte ein wesentliches Interesse daran, daß die Zahl der Heilungsbedürftigen sich nicht auf zu viel Aerzte verteile. Eine gewisse Anzahl von Patienten sind für den Arzt notwendig, sonst reicht das Erfahrungsmaterial nicht aus, um ihm seine Wissenschaft lebendig und fortbildungsfähig zu erhalten. Man könnte dies auch etwas plump in den Einnahmen des Arztes ausdrücken und sagen: Ein Arzt, der unter 5—6000 Mark verdient, wird kaum genügend Erfahrung sammeln können, um im lebendigen Besitz seiner Wissenschaft zu bleiben, geschweige sich fortentwickeln können. Damit kann ich auch dem Einwande begegnen, daß die Aerztin ja nicht so viel zu verdienen brauche wie der Arzt, sie könne mit weniger Einnahmen sich begnügen. Nun, dann würde die Aerztin aus zwei Gründen ein Arzt zweiter Klasse bleiben, als Frau und aus Praxismangel.

Ich will gern zugeben, daß mit der Schaffung von Aerztinnen dem Wunsch vieler Patienten entgegengekommen wird; indessen nicht der Wunsch, die Annehmlichkeit, die Bequemlichkeit kann in dieser Frage maßgebend sein, sondern lediglich das richtige Abwägen von Nutzen und Schaden, und ich bin der Meinung, daß der Schaden, den Aerzte zweiter Güte stiften werden, viel größer sein wird, als der Nutzen, den sie bringen werden. Ich fühle mich in diesem Punkte in Uebereinstimmung mit der überwiegenden Mehrzahl der Aerzte in Deutschland. Hören Sie die Leitsätze, die im Jahre 1898 von Professor Peuzold auf dem Aerztetage in Wiesbaden aufgestellt wurden. Sie lauten:

Wenn ein stärkerer Zudrang eintreten sollte, so ist

1. kein Nutzen für die Kranken;
2. mehr Schaden als Nutzen für die Frauen selbst;
3. kein Nutzen für Universität und Wissenschaft;
4. Minderung des ärztlichen Ansehens;
5. keine Förderung des allgemeinen Wohles zu erwarten.

Zunächst ist kein stärkerer Zudrang zu erwarten.

Für den Fall, daß die Frauen im weiteren Umfange

zum ärztlichen Studium zugelassen werden sollten, hält der Tag folgende Bedingungen für notwendig:

1. Gleiche Vorbildung;
2. Ausbildung und Prüfung wie bei den Männern;
3. Nicht-Ausbildung nur zu einzelnen Zweigen.

Aus diesen Ausführungen folgt für mich, daß der Staat zunächst genug gethan hat, indem er jetzt Frauen zu den Staatsexamina zuläßt und ihnen gestattet, an der Universität zu hospitieren, daß er aber vorschnell handeln würde, wollte er jetzt Mädchen-Gymnasien und Frauenuniversitäten gründen. Welch eine Thorheit begeht die badische Regierung, wenn sie bereits 12jährige Mädchen zum Mädchengymnasium zuläßt! Ich freue mich, in diesem Punkte wenigstens mit meiner Referentin übereinzustimmen. Jetzt hat die badische Regierung auch die Immatrikulation versuchsweise eingeführt!!

Auf der Universität bietet bei kleiner Hospitantinnenzahl das gemeinsame Studium der Geschlechter keine wesentlichen Schwierigkeiten.

Einen sittlichen Schaden erleiden die Studierenden in keiner Weise, das beweisen die vielfältigen Erfahrungen an den schweizerischen Hochschulen. Durch das Uebergewicht der männlichen Jugend werden die Studentinnen so auf sich selbst und ihre Eigenart zurückgedrängt, daß für Extravaganzen gar kein Raum bleibt. Wo sich Peinlichkeiten durch den Stoff für die weibliche Schamhaftigkeit bei gemeinsamem Unterricht im Seciersaal und in der Klinik ergeben, können dieselben leicht beseitigt werden. Außerdem verliert die Studentin nicht viel, wenn sie gewisse, ihr anstößige theoretische Collegs nicht besucht und das Nötige ihren Büchern entnimmt.

Einem privaten Gutachten über die Verhältnisse in Basel entnehme ich Folgendes: „Die theoretischen Collegs boten während des Studiums von Frl. W. keine Schwierigkeiten. Sie hat mich als ihre mütterliche Freundin hier und da um Rat gefragt, wie sie dies oder jenes thun solle. Z. B. hat Prof. B., der Hygiene las, ihr gesagt, sie möchte einige Collegs weg bleiben, da er über Dinge zu reden habe, die sie nicht nötig habe zu hören. Im Colleg der Embryologie war der junge Professor

etwas gar prüde und behauptete, er könne das Colleg nicht lesen, und las dann wirklich von der ersten bis zur letzten Stunde nur über den Fisch; doch bin ich überzeugt, daß das Colleg andere Jahre ohne Ausnahme gelesen wurde. das Colleg andere Jahre wird gelesen werden.

In der Poliklinik hat Herr Prof. M. Fräulein W. einen Wink gegeben, ob sie den Studenten zum Patienten folgen sollte oder nicht. In den klinischen Collegs wird keine Rücksicht auf die Studentinnen genommen. In der geburtshilflichen und gynäkologischen Klinik arbeiten Studenten und Studentinnen zusammen."

Von unmanierlichen jungen Medizinern, wie Herr Professor v. N. fürchtet, wird sie kaum etwas zu leiden haben, auch wird sie ihr weiblicher Takt und die Oeffentlichkeit genugsam schützen. Die studentische Freiheit und die männliche Wissenschaft wird der Studentin freilich das Leben nicht allzu leicht machen auf der Hochschule, indessen soll sie nur getrost vorwärtsringen, der Schwierigkeiten kommen im späteren Berufe noch hundert Mal so viel, und ihr das Studium zu erleichtern, lag auch gar nicht in meiner und hoffentlich auch nicht in der Regierung Absicht.

An eine Ausbildung für irgend eine Spezialität kann die Frau als Hospitantin natürlich noch gar nicht denken. Erst muß die breite Unterlage mit heißem Bemühen geschaffen werden. Dieser Punkt nur zur Orientierung für die Laien.

Ihren Lehrern wird nur selten eine Rücksichtnahme bezüglich des Inhaltes und der Form ihrer Vorlesungen erwachsen; daß dieselben auf der Frauen-Universität eine dem weiblichen Intellekt entsprechende Form annehmen müßten, unterliegt mir keinem Zweifel. Gestatten Sie mir, über diesen Punkt unseren berühmten, vielleicht den ersten Psychologen der Gegenwart, den Professor Stumpf zu citieren. Derselbe sagt: „Der Frauenseele giebt ihren unvergleichlichen Reiz die natürliche Frische und Unmittelbarkeit des Denkens und Fühlens, die instinctiv richtige Auffassung des Lebens und der Menschen, die Feinheit der reflexionslosen Unterscheidung wahrer und falscher Werte. So empfinden es wir Deutschen; wie es anderen Nationen damit geht, ist ihre Sache. Daß aber wirklich ein Gewinn in der einen Richtung, Verlust in der anderen bedeutet, ist

mir gewiß. Man kann wohl klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben sein, obschon auch dies selten genug vorkommt; aber man kann nicht auf zweierlei Art klug sein. Die eine Art schlägt die andere tot. Die Gewöhnung an das Urteil aus abstrakten Prinzipien vernichtet die unmittelbare Fühlung mit den Dingen und Menschen." Soweit Stumpf.

Daher meine ich, daß erst eine Frauen-Universität der Studentin das geben wird, was sie für ihre Eigenart am besten gebrauchen kann. Für die Geisteswissenschaften wird das natürlich in noch höherem Maße zutreffen, als für die exakten Wissenschaften und die Medizin. Auf der Frauen-Universität werden natürlich dann auch all die anderen Hemmnisse für die erzieherische Entwicklung der Studentin wegfallen, die ich oben erwähnte.

Wenn ich nun zu dem Schluß komme, daß das gleichberechtigte Nebeneinanderarbeiten von Männern und Frauen auf denselben Hochschulen und in den akademischen Berufsständen für unsere deutsch-nationale Entwicklung nicht zu wünschen ist, so läßt sich doch auch ein Weg finden, der den Frauen den medizinischen Beruf öffnet und nicht nur nicht störend, sondern sogar helfend in unsere alt-historische Berufsorganisation eingreift.

Der medizinische Beruf hat thatsächlich eine weibliche Seite. Helfen, pflegen, trösten, bewahren — der Beruf der Krankenpflegerin. Die Krankenpflege ist heute gerade so, wie ich Ihnen das oben von der Medizin erläuterte, nicht nur eine Kunst, sondern eine Wissenschaft geworden. Gerade in den allerletzten Jahren sind dicke Bücher und umfangreiche Zeitschriften entstanden, die Ihnen das beweisen könnten.

Ferner müssen wir Aerzte mit einer Menge von technischen Dingen uns abgeben, die wir gerne einer sachverständigeren Hand anvertrauen würden. Denken Sie an das komplizierte Instrumentarium des Spezialisten und seine Keimfreihaltung, denken Sie an die Details der Diätregulierung am Krankenbette, die Krankenkost, an Massage, Orthopädie, an die wissenschaftliche Universitäts-Assistentin und vieles andere. Aehnlich wie die Hebeamme und der Geburtshelfer miteinander und nebeneinander praktizieren, so könnte auch diese medizinisch durchgebildete Helferin mit

dem Spezialisten und beschäftigten Arzte arbeiten. Der Frauenarzt könnte eine Helferin, welche die Voruntersuchungen und täglich sich wiederholenden ärztlichen Maßnahmen vornähme, gewiß sehr gut gebrauchen und der Universitätslehrer, z. B. der Anatomie, würde eine vorzügliche dauernde Stütze haben an einer Assistentin, die ihm die mikroskopischen Demonstrationen mit immer wiederkehrender gleicher Präcision vorbereitete.

Eine Ausbildung von drei Jahren auf einer Medizinschule würde genügen, um die Frau in die medizinischen Kenntnisse einzuführen. Nach der Absolvierung der höheren Mädchenschule würde sie sich etwa bis zum achtzehnten Jahre einige Kenntnisse der alten Sprachen, etwas Chemie und Physik verschaffen müssen, um die Eintrittsprüfung in die Medizinschule bestehen zu können.

Wenn auch zunächst keine sehr große Anzahl von Stellen für derartig vorgebildete Arzthelferinnen zu erwarten sind, so denke ich, werden mit dem zunehmenden Nationalreichtum auch hier die Aussichten wachsen.

Freilich will es mir scheinen, als ob Frauen diese Sache zunächst nicht in die Hand nehmen dürften — wie mir überhaupt die ganze Frauenfrage in Frauenhänden recht schlecht aufgehoben dünkt.

Ich komme zum Schluß: Es ist mir zweifellos, daß nur unter einem Gesichtspunkte das Medizin-Studium der Frau einen Wert hat, und das ist unter dem Gesichtspunkt, für die Frauen höherer Stände neue Erwerbsquellen zu schaffen. Medizinische Wissenschaft, Aerztestand und Publikum haben nur ganz geringen Vorteil von weiblichen Aerzten zu erwarten; der Schaden aber, den sie stiften werden, wird diese Vorteile überwiegen.

Indessen, was hilft der Protest? Mit einer Resignation muß ich schließen. Die Frauen dringen unaufhaltsam vor in die Oeffentlichkeit. Ist dies ein Zeichen des Niederganges unserer Kultur, wie bisher immer in der Geschichte? Muß der preußische Staat auch daran teilnehmen, in dessen Geschichte zu seinem Segen bisher die Frauen immer eine geringe öffentliche Rolle gespielt haben? Mein Wunsch geht dahin, daß unsere deutschen Universitäten das behalten und weiter-

entwickeln möchten, was sie bisher ohne Frauen hatten: die Priorität in der ganzen Welt.

Der ärztliche Stand und mit ihm das Publikum wird den Nachteil durchkämpfen müssen, der aus der Ueberfüllung seines Berufes resultiert. Schon ist unser Aerztestand durch den Zudrang zu ihm aus den vielen Gymnasien, die seit der Aera Falk übermäßig gegründet worden sind, in den letzten 30 Jahren zweifellos gesunken; die Entwicklung des Spezialistentums, die immer noch ein Zeichen des Verfalls war, geht Hand in Hand mit dem Sinken des ärztlichen Könnens. Nicht nur die Frauen, sondern auch die Realschul-Abiturienten läßt man auf die Aerzte los, nur Schaden kann aus alledem resultieren und die Idealität unseres Berufes geht unter in einem grausamen Konkurrenzkampf.

Wer die hohe sittliche Aufgabe unseres Berufes nur einigermaßen zu würdigen vermag, den bitte ich, diesen amerikanischen Kampf aller gegen alle nicht zu wollen. Was sind die Folgen des Freizügigkeitsgesetzes gewesen — ein ruinierter Handwerkerstand! Haben wir nicht hier ein schlagendes Beispiel? Schon sind alle akademischen Berufsarten auf dem Abwärtswege, man spricht von Gelehrtenproletariat.

Ich wünsche, daß es zum besten unseres Volkes nicht zu einem Wettbewerb im Aerztestande kommen möge, dessen gemeines Ziel blos der Gelderwerb ist. Unsere Frauen werden, wenn sie an diesem Kampfe teilnehmen, uns sicher nicht die Führer zum Idealen bleiben, die sie jetzt sind.

Nachdem der Vorsitzende, Hofprediger Stöcker, den Referenten den Dank der Versammlung ausgesprochen, erhält das Wort

Dr. med. Breier-Erfurt: Verehrte Anwesende! In keiner Weise habe ich mich auf das behandelte Thema vorbereiten können, noch wußte ich, zu welchen Schlüssen die Referentin und der Herr Korreferent gelangen würden; in jedem der beiden Vorträge habe ich vieles Beherzigenswerte, jedoch auch manches, mit dem ich mich nicht einverstanden erklären kann, gefunden. Ich möchte auf den Schluß des Vortrages des Herrn Kollegen Zacke zunächst eingehen, weil er mir für das Gros der Praxis ausübenden Aerzte von höchster Wichtigkeit zu sein scheint: gipfelte er doch darin, daß wir

Aerzte ohne Frage durch die Thätigkeit von Aerztinnen eine Erhöhung des Konkurrenzkampfes erleben werden. Sie, verehrte Anwesende, werden vielleicht nicht ahnen, daß eine sehr große Anzahl von Aerzten heutzutage auch bei der ernstesten Bemühung nicht mehr so viel erwerben kann, um ihre Familien standesgemäß zu erhalten und sich für's Alter ein bescheidenes Auskommen zu sichern. Ebenso wie vor kurzem durch fast sämtliche medizinische Fachblätter ging glücklicherweise auch durch die Tagespresse ein Warnruf, der den Eltern junger Leute klar vor Augen führte, was es heute heißt, Medizin zu studieren und den einst so geschätzten Beruf des Arztes zu ergreifen; ist es doch kein Geheimnis mehr, daß z. B. in Berlin fast 50 pCt. aller Aerzte nicht einmal 3000 Mk. im Jahre verdienen. Unser ärztlicher Stand hat durch die an sich segensreichen Veränderungen der sozialen Gesetzgebung schwere und tiefe Schädigungen erlitten, auch muß er, ohne den Schutz, welchen man ihm früher gegen Kurpfuscher und ähnliches Gelichter gewährte, auf das schwerste gegen unlautere Konkurrenz aller Art kämpfen. Sie erleben es jetzt, verehrte Anwesende, wo man damit umgeht, die Abiturienten der Realgymnasien, Real- und Kadettenschulen zum Studium der Medizin zuzulassen, wie nicht allein die hierbei am meisten interessierten allgemeine Praxis ausübenden Aerzte, sondern auch Dozenten und Professoren der Medizin Front hiergegen machen; es wird sogar vielfach behauptet, daß wir in den Realschulabiturienten nicht gerade geeignete Elemente für unseren Stand zubekommen werden.

Frl. Dr. Tiburtius sagte im Anfang ihres Vortrages, daß die Damen danach streben, ihren geistigen und leiblichen Hunger zu stillen; daß sie zum großen Teil den ersteren haben, gebe ich gern zu und halte es auch für erwünscht, wenn sie danach trachten, denselben zu stillen. Aber wie wird es mit der Stillung des leiblichen Hungers werden? Frl. Dr. Tiburtius sagte selbst, daß die Mädchen mit Vermögen wohl kaum studieren werden, da sie wohl fast alle die Ehe eingehen werden, mithin bleiben Damen des Mittelstandes und ärmere Mädchen übrig, die sich dem Studium der Medizin zur Stillung ihres „leiblichen Hungers" widmen werden. Wie wird es denen nun gehen? Wie so vielen männlichen Studierenden heutzutage; sie werden mit Hilfe von Unterstützungen einiger Anverwandten oder vermittelst Stipendien die vorgeschriebene Studienzeit absolvieren

und dann, wenn nun erst recht der Kampf ums Dasein beginnt, stehen auch sie vor dem großen Nichts. Ich versichere Sie nun, verehrte Anwesende, daß nach dem langjährigen Studium erst recht horrende Anforderungen an Geist und Körper gestellt werden; meinen Sie, daß der weibliche Organismus in der Lage ist, solche Summe von Anstrengungen zu ertragen? Ich bezweifle es und werde es so lange bezweifeln, bis unsere Frauenwelt gelernt haben wird, die vielen tausendfachen Ermahnungen und Gesundheitsregeln der Aerzte zu befolgen; wird doch durch das Korset und die übrige unhygienische Kleidungsweise der Frauen das weibliche Geschlecht zum großen Teil schon von Jugend auf in der richtigen Entwickelung gehemmt. Ich bin eben der Ansicht, daß zu vielen Anforderungen, die an den Arzt gestellt werden, Frauen sich absolut nicht eigen, z. B. zum Einrenken von Gelenken, die häufig ungeheuerliche Kräfte erfordern! Auch zur Ausübung von Armen- und Kassenpraxis halte ich Frauen in keiner Weise geeignet. Sie, verehrte Anwesende, ahnen nicht, was für ein Gleichmut, welche Mühen, welcher Aerger, so häufig erforderlich ist, um der Armen- und Kassenpraxis gerecht zu werden — und auch mit dieser werden die Aerztinnen rechnen müssen, wenn sie sich nicht als Millionärinnen niederlassen. Frl. Dr. Tiburtius meint zwar, daß für die Frauen die Armenpraxis nicht in Betracht käme. Nun sie giebt selbst zu: die reichen Mädchen werden nicht studieren, sondern heiraten. Glauben sie nicht auch, daß die Damen aus den mittleren Ständen und die ärmeren Mädchen, wenn sie einmal das Studium absolviert haben, sich teilweise auch danach *drängen* werden, Kassen- und Armenarztstellen zu bekommen, wie heutzutage so viele junge Aerzte?

Bezüglich der Frauenkurse möchte ich folgendes sagen: ein Zusammenstudieren von jungen Männern und Frauen scheint mir nicht empfehlenswert; ich bin der Ansicht, daß so mancher junge Mann in den Studienjahren nicht geeignet ist, mit fast gleichaltrigen Damen zusammen zu studieren; es werden sich ohne Frage manche Liebesverhältnisse anbahnen, die unter Umständen beiden Teilen nicht zum Vorteil gereichen werden. Anders ist es, wenn die Studentinnen eigne Kurse erhalten; auch ich habe hier öfters für Frauen und Mädchen solche „über häusliche Krankenpflege" gegeben, und dabei bemerkt, mit welchem Eifer die Hörerinnen folgten, auch gab es kaum ein

Genieren, wenn ich mal examinierte und Fragen unbeantwortet blieben. — Dann wurde das Feingefühl des weiblichen Geschlechtes erwähnt; ich gebe gern zu, daß die Frauen nur zu häufig feiner und zarter fühlen wie die Männer, aber wird dies einer Aerztin gerade zum Vorteil gereichen? In vielen Fällen sicher nicht, sie wird vermöge ihres zarten Empfindens häufig nicht energisch genug sein können, was bei Simulanten und Drückebergern durchaus nötig ist. Der Arzt muß eben dem Kranken gegenüber bestimmt auftreten; gerade hierdurch, durch ihren Blick, durch die kleinste Handbewegung vermochten meine besten Universitätslehrer in großartiger Weise häufig auf die Kranken psychisch zu wirken, das alles spreche ich den Frauen vollständig ab.

Will nun die Regierung der Frauenwelt sowie den Abiturienten der Realgymnasien ꝛc. das Studium der Medizin eröffnen, so erscheint es mir nicht gerecht, wenn man ihnen nicht auch den Zutritt zu a l l e n höheren Berufsarten gewährt. Erfordert etwa das juristische Studium mehr „Grips“ wie das unsrige? Ich bezweifle es! Man gebe es also auch den Realgymnasialabiturienten frei! Und warum sollten nicht auch Frauen in Rechtsfragen manchen guten Rat erteilen können?

Frl. Dr. Tiburtius. Wir haben gehört, daß meine Ausführungen sehr vielem Widerspruch begegnet sind. Ich möchte in kurzen Worten auf die Ursachen des Mißverständnisses hinweisen. Dr. Zacke scheidet sich von mir durch theoretische Verschiedenheiten. Ich habe als Grundsatz hingestellt, daß wir in erster Linie Menschen und erst in zweiter Linie Männer und Frauen sind; er sieht das Verhältnis umgekehrt an. Er hat dann darauf hingewiesen, daß der Mann einen harten Konkurrenzkampf auszuführen habe. Ich kann jetzt nur auf einzelne Punkte eingehen, es ist zu vieles angeregt worden. Es ist davon gesprochen worden, daß wir Frauen Arzthelferin, und Aerzte zweiter Klasse sein sollten. Aerzte zweiter Klasse haben keine Autorität über die Patienten und können ihnen nichts nützen. Ich habe das Wort Konkurrenz nicht gebraucht und zwar aus Achtung vor den Aerzten. Ich habe im Gegenteil ausgeführt, daß von großem Zudrang zum Studium und zur Praxis nicht die Rede sein kann. Ich glaube auch, die Furcht vor Konkurrenz könnte schwinden. In den 24 Jahren, während welcher ich in der Praxis stehe, sind in Deutschland

10 jüngere Kolleginnen dazu gekommen. Die Konkurrenz ist also nicht so groß. Noch einen Punkt möchte ich erwähnen. Es ist die Befürchtung ausgesprochen, daß die studierenden Frauen, die sich verheiraten, später Kurpfuscher werden könnten; wäre dies der Fall, so wären ihre Männer verantwortlich, denn sie haben Aerzte geheiratet. Es ist ja möglich, daß die Welt nach 50 od. 100 Jahren ein so anderes Aussehen gewonnen hat, daß die Verhältnisse sich so geändert haben, daß die medizinische Frau wieder verschwindet. Dr. Zacke hat die ganze Frage sehr vom national-ökonomischen Standpunkt aus behandelt und von demselben aus der Frau die Berechtigung zum Studium abgesprochen. Ich glaube, daß der Standpunkt ein hoher ist, aber vielleicht ein zu hoher, denn er verliert dabei die Jetztzeit aus den Augen. Es ist dann gesprochen worden vom leiblichen und geistigen Hunger. Ich habe das Wort gebraucht. Ich verstehe unter geistigem Hunger den Wunsch nach Lebensinhalt und Bethätigung. Ich glaube, es ist davon auch an dieser Stelle schon vor einigen Jahren gesprochen worden; es wurde damals hier ausgeführt, daß das Drängen der Frau in andere Berufsarten hinein nicht aus kapriziösem Wünschen und Wollen entstanden ist, sondern durch die Gestaltung der Verhältnisse, weil die unverheiratete Frau aus der Familie hinausgedrängt ist.

Vielleicht sind wir gar nicht so verschiedener Meinung, denn auch ich wünsche, daß nur diejenigen Frauen ärztliche Praxis ausüben, die wirklich den ganzen Weg gegangen sind und die die Fähigkeit haben, die Schwierigkeiten zu überwinden.

Im übrigen mögen wir sehr verschiedener Meinung sein, so haben wir doch alle Ursache, der Versammlung zu danken dafür, daß sie das Thema auf die Tagesordnung gestellt; die Frage kann dadurch geklärt werden. Wie die Zukunft sich gestalten wird, weiß keiner, und ich wage darüber nichts zu sagen. Meine Privatmeinung aber ist, daß der weibliche Arzt nicht aufhören wird zu existieren; wie es auch sein möge, das Streben nach Wahrheit und Erkenntnis und Lebensbethätigung werden Sie uns nicht nehmen wollen.

Dr. Zacke. Für mich handelt es sich, wie aus meinem Vortrag und Thesen hervorgeht, bei dem heute zur Diskussion gestellten Thema wesentlich zuerst um die Frage, ob die akademische Frau der Zukunft durchschnittlich auch die Befähigung

zur Ausübung von Männerberufen haben wird oder nicht. Ich muß dem Durchschnitt der Frauen diese Befähigung absprechen und deshalb konsequenterweise die volle akademische Gleichstellung mit dem Manne als unpolitisch zurückweisen. Ich konnte auch keine gewichtigeren Gründe finden, warum etwa der Medizinerberuf der Frau leichter liegen sollte als manches andere akademische Fach. So kam ich zu dem Schlusse, daß die akademische Frau auch vom Staat als Ausnahme behandelt werden muß.

Da Sie, verehrte Anwesende, heute vor die Frage gestellt sind, ob Sie meinen oder meiner werten Vorrednerin Thesen zustimmen sollen, so möchte ich über die gegnerischen Leitsätze noch einiges anfügen.

In ihrer ersten These behauptet Frl. Dr. Tiburtius, „der augenblickliche Stand des medizinischen Frauenstudiums in den verschiedenen Ländern und die, trotz vieler Hindernisse, fortschreitende Entwicklung" desselben ist ein Beweis für seine Berechtigung.

Dem gegenüber möchte ich sagen, es untersteht mir keinem Zweifel, daß, wie in der gesamten Frauenbewegung so auch in dem Zudrang der Frauen zum ärztlichen Studium zweifellos ein Teil Berechtigung liegt; ob die Wege indessen, welche diese Bewegung einschlägt, berechtigt sind, das ist die Frage. Und ferner ist mir sehr zweifelhaft, ob die Wege, welche diese Bewegung im Auslande eingeschlagen hat, auch für uns Deutsche die berechtigten sind.

Das russische Volk hat Aerzte dringend nötig, sie mangeln ihm in allen Landesteilen, warum sollten nicht auch von Staatswegen weibliche Aerzte ausgebildet werden? Amerikanische Verhältnisse wird kein Einsichtiger für Deutschland maßgebend erachten wollen. Für uns Deutsche gilt es richtig gegen einander abzuwägen den Charakter der deutschen Frau und die unseren akademischen Berufsständen eigentümlichen Leistungen. Wer möchte die deutsche Frau in eine Stellung hinein gedrängt sehen, die ihren Kräften und Anlagen nicht konform ist? Und wenn meine geehrte Vorrednerin in ihrer 2. These behauptet, „für die studierende Frau liegt die ethische Berechtigung zum Studium in ihrem Menschtum, in dem Bedürfnis nach Lebensinhalt und Bethätigung", so muß ich offen gestehen, daß ich mich vergebens bemühe, logischerweise aus der unleugenbaren Thatsache ihres Menschtums, für die Frau

so kurzweg das Recht zum akademischen Studium abzuleiten; ich meine doch, eine solche „ethische Berechtigung“ könnte zunächst nur beruhen auf der Fähigkeit der Frau, mit ihren natürlichen Anlagen den zu leistenden Aufgaben gerecht werden zu können.

Zum 3. Leitsatze, daß für diejenigen Frauen, welche wünschen, sich von weiblichen Aerzten behandeln zu lassen, auch solche vorhanden sein müßten, möchte ich bemerken:

Menschliche Verhältnisse pflegen so einfach nicht zu liegen, daß der Wunsch allein für eine staatliche Neueinrichtung bestimmend sein könnte. Mit der Schaffung von Aerztinnen kollidieren all die oben erwähnten anderen Interessen und deshalb muß dieses Begehren ganz zurücktreten von Fragen wie:

Was für Nutzen oder Schaden werden weibliche Aerzte stiften, und welche Schäden resultieren aus den jetzigen Verhältnissen?

Meine Stellung zu den Leitsätzen 4—7 will ich hier nicht nochmals erörtern, sie ergiebt sich aus den Ausführungen meines Vortrags.

Zum Leitsatze 8 möchte ich nur bemerken, daß ich dem darin enthaltenen Gedanken, dem ich ganz beistimme, im Interesse der Allgemeinheit eine etwas schlichtere und durchsichtigere Form des Ausdrucks gewünscht hätte.

Sie sehen, geehrte Anwesende, daß meine Stellung zu unserem heutigen Thema im Prinzip eine andere ist, als die von Frl. Dr. Tiburtius. Praktisch durchgeführt würden beide Wege in der nächsten Zukunft nicht sehr auseinander gehen, im weiteren aber zu verschiedenen Zielen führen.

Ich freue mich, daß ich Gelegenheit hatte, meinen Standpunkt hier darlegen zu können und schließe, indem ich der Konferenz meinen Dank dafür ausspreche.

Der Vorsitzende rektifizierte ein Wort des letzten Redners *).

Dr. med. Breier: Ich war nicht wenig erstaunt über die Aus-

*) Dies Wort ist in obenstehendem korrigiertem Stenogramm nicht enthalten.

führungen des Frl. Dr. Tiburtius von vorhin, zu denen ihr so großer Beifall geklatscht wurde. Obgleich ich ihren ganzen Vortrag mit peinlichster Aufmerksamkeit verfolgt habe, habe ich mit keiner Silbe gehört, daß sie nur danach trachte, daß die Medizin studierenden Damen „Frauen- und Kinderarzt" werden sollen. Erstens müßten doch die Damen, um approbierte Aerztinnen zu werden, das ganze Staatsexamen genau so ablegen, wie wir, — und da möchte ich doch glauben, daß manche der Damen vielleicht für Augen- oder Ohren-Heilkunde oder für Hautkrankheiten ein größeres Interesse gewinnen und dann auf einem dieser Gebiete ihre Praxis ausüben wird; zweitens aber möchte ich Frl. Dr. Tiburtius entgegenhalten, daß man bis jetzt unter „Frauenarzt" nur einen solchen Arzt verstanden, der sich lediglich mit Gynäkologie und Geburtshilfe befaßt hat; sie aber will, daß die Frauenärztinnen sämtliche Erkrankungen bei Frauen und Kindern in Behandlung nehmen, d. h. doch wohl nur die sog. innerlichen Krankheiten, — und da, meine ich, werden die Damen bald verflachen, weil sie als Spezialisten für innere Krankheiten zu den übrigen Fächern außer jedem Konnex bleiben, was für jeden Spezialisten von größtem Uebel ist.

Zum Schluß möchte ich nun noch Frl. Dr. Tiburtius auf etwas Unlogisches aufmerksam machen, das ich in folgenden Aeußerungen finde: sie sagt einmal, daß wir Aerzte die Konkurrenz der Frauen gar nicht zu fürchten hätten, weil nur wenige Damen voraussichtlich Medizin studieren werden, andrerseits sagte sie, daß die sog. alte Jungfer bald zu existieren aufhören wird, wenigstens in dem Sinn und mit dem Beigeschmack, wie man sie sich allgemein vorstellt, vielmehr werden die unverheirateten Damen ihren „geistigen Hunger" zu stillen suchen auf jedem Gebiet, das ihnen zugängig gemacht wird. Seitdem die Post- und Eisenbahnbehörden Damen anstellen, erleben wir es täglich, wie groß der Andrang hierzu seitens der Damen ist; ich bin fest überzeugt, wenn man jetzt den Frauen die Möglichkeit — Aerztinnen zu werden — giebt, werden wir es bestimmt erleben, daß sie in großer Anzahl sich auch zu diesem Fache drängen werden.

Frl. Dr. Tiburtius. Man ist etwas scharf mit mir ins Feld gegangen und ich muß nun versuchen, meine Logik zu rechtfertigen, so weit es geht. —

Ich habe gemeint, daß diese Thesen ein Extrakt sein

sollten aus dem, was ich gesagt habe. Und ich glaube, wer mir die Ehre gegeben hat, meinen Ausführungen zu folgen, er wird das Verständnis auch nicht so schwer finden. Ich habe gesagt in These I:

„Der augenblickliche Stand des medizinischen Frauenstudiums in den verschiedenen Ländern und die trotz vieler Hindernisse fortschreitende Entwickelung der Bewegung ist ein Beweis für ihre Berechtigung."

Ich habe damit doch nicht gesagt, daß jede Frau studieren soll — ich habe gesagt, sie hat die Berechtigung, wenn sie den inneren und äußeren Verhältnissen nach dazu fähig ist.

Dann die letzte These betreffend das Wort „ethisch", ist denn das so schwer zu verstehen? (Ruf: ganz leicht!) Der Sinn ist doch ganz klar. — Ich muß mir vielleicht erst einen Unterricht in der deutschen Sprache erbitten, denn ich sehe nicht ein, warum die Thesen so schlecht stilisiert sind. Es ist verständlich, sagt Dr. Zacke, und doch ist die Logik nicht richtig — dazu reicht wieder meine Logik nicht.

Nun möchte ich noch eines erwähnen. Es ist mir vorgeworfen, nicht gesagt zu haben, daß wir uns in der Praxis auf Frauen und Kinder beschränken — ich habe das allerdings als selbstverständlich vorausgesetzt, andererseits möchte ich wohl wissen, wie das Urteil lauten würde, wenn wir uns nicht auf Frauen und Kinder beschränkten.

P. Topp-Halle. Nur einige kurze Worte im prinzipiellen Sinne möchte ich sagen zu der etwas scharf gegeneinander geführten Debatte. Frl. Dr. Tiburtius berief sich auf das Schleiermacher'sche Wort: „Wir sind in erster Linie Menschen und dann erst Frau und Mann" und wendete das auf die Berechtigung der Frau, alle geistigen Berufe zu versuchen, und so weit sie es vermag, mit in den Kampf einzutreten, an. Ich sehe nicht ein, wie wir vom christlich-biblischen Standpunkt aus dem entgegentreten können! Ich erinnere an das Wort des Apostels Paulus: „In Christo sind wir allzumal Einer, hier ist kein Jude noch Grieche, Knecht noch Freier, Mann noch Weib." Das ist eine ganz neue Botschaft damals gewesen; sie betont das gemeinsame Heil innerhalb der natürlichen Unterschiede, will aber auch diese mildern zu Gunsten einer Bethätigung des allgemein menschlichen Strebens. Daß die Frau mit eintreten kann, das ist zweifellos prinzipiell ausgesprochen worden in solchem Wort. Und in der That

glaube ich, daß der christliche Grundgedanke der ist, daß die Möglichkeit der Teilnahme der Frau auf alle Berufe, die auf Erwerb, Natur-Erforschung und Erkenntnis der himmlischen Dinge ausgehen, sich erstreckt, denn „in Christo Jesu seid ihr allzumal Einer" und „in ihm sind verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis" — und so ist auch die Frau berufen, einzudringen in dieselben. Ich möchte nur noch einen Augenblick auf die scharfe Bekämpfung des Herrn Dr. Zacke eingehen, in Bezug darauf, daß die Frau bis jetzt keine Beweise ihres wissenschaftlichen Könnens abgelegt habe. Ja, in der That ist die Frau zurückgeblieben hinter dem Mann, weil der Beruf der Frau in dieser Hinsicht gar nicht in Erörterung gezogen worden ist. Aber die Geschichte der Menschheit seit Christus bedeutet auch einen Fortschritt des weiblichen Geschlechts in der Kulturbewegung. Auch in der Berufserweiterung sind neue Erkenntnisse möglich. Mir fiel vorhin ein, daß einer der bedeutendsten Kenner der psychologischen Unterschiede von Mann und Weib, Prof. Erdmann sich in dieser Richtung geäußert hat. So möchte ich vermittelnd sprechen und bin der Meinung, daß folgerichtig nicht nur die Medizin, sondern auch die Jurisprudenz, die Philosophie und auch die Theologie den Frauen zugänglich sein muß. Nur ist nun die Frage: in welcher Weise sie sich öffentlich daran bethätigen soll? Und da tauchen nun allerdings andere ethische, wirtschaftliche, sociale Fragen auf, die wir aber nicht beantworten können, weil die Erfahrungs-Thatsachen noch nicht vorliegen. —

Hofprediger Stöcker: Es hat sich Niemand weiter zum Wort gemeldet, so möchte ich noch ein paar Worte sagen. Ich glaube, daß P. Topp zuletzt den richtigen Punkt getroffen hat. Hier handelt es sich nicht um eine allgemeine geistige Befähigung, sondern um die Ergreifung von Berufen. Da handelt es sich nicht um den Menschen in abstracto. — „Mann und Weib sind Einer in Christus Jesus", aber zugleich sagt derselbe Apostel: „Das Weib schweige in der Gemeinde." Daraus geht hervor, und das wollen wir hier einsehen, daß. die Gleichheit nicht ausschlaggebend ist. Für mich ist folgendes maßgebend: Von den Töchtern gebildeter Stände bleiben, wie die Statistik lehrt, 42% unverehelicht. Diese 42% haben ein Recht nach Befriedigung ihres Lebens, und wenn unter diesen 42% solche Frauen auftauchen, die da sagen, ich möchte mich im ärztlichen Berufe nützlich machen, so kann ich nichts finden, was dem

widerspräche. Dieser Beruf trägt besonders das helfende und dienende Moment an sich und die Frau hat gewiß in diesem begrenzten Gebiet von Frauen- und Kinderkrankheiten ihre gewiesene Berechtigung. Daß sie auch, wenn sie ihren Beruf auf Frauen- und Kinderkrankheiten beschränkt, doch das ganze medizinische Studium treibt, in seinem ganzen Umfange, versteht sich für mich von selbst.

Nun bin ich aber überzeugt, solche Frauen, die studiren, wie die Männer es thun, wird es immer nur sehr wenige geben, und zwar einfach deshalb, weil die Frau ihrer ganzen Anlage nach nur selten das Maß der Ausdauer und körperlichen Kraft besitzt, das zur Durchführung des Studiums und zur Erfüllung des Berufes gehört. Ich bin vielleicht der erste Mann in Deutschland gewesen, der gebildete Frauen auf die Höhe ihres Berufes geführt hat. Ich war Direktor einer höheren Töchterschule in Metz, unmittelbar nach dem Kriege. Ich habe die Lehrerinnen in der ersten Klasse angestellt, die Französisch, Englisch, Deutsch und Rechnen zu unterrichten hatten, und ich kann nur sagen, ich habe dort die allerbesten Erfahrungen gemacht. Es mag sein, daß anderswo noch mehr geleistet worden ist, aber der Geist war der denkbar beste. Aber ich habe nur eine kennen gelernt, die der Anstrengung körperlich gewachsen war, und das lag daran, daß sie sich nie Erholung gönnten. Mir wurde zuletzt manchmal ganz bange. Sie wohnten in meinem Hause und wir waren bei jeder Mahlzeit zusammen; aber jeder Gang; jedes Frühstück und Abendbrot war eine Conferenz; von Ausspannung und Erholung war gar keine Rede. Dieses beständige Arbeiten ohne die notwendige Erholung — und die gehört auch zum Menschenleben — kann die Gesundheit leicht zerrütten. Und da liegt nun allerdings auch bei dem ärztlichen Berufe ein großes Bedenken.

Aber wie gesagt, wenn Frauen den ärztlichen Beruf ergreifen wollen, so steht dem, wie ich glaube, nichts im Wege. Wir Seelsorger machen doch die Erfahrung, daß die Frauen lieber eine Frau als Arzt nehmen als einen Mann; ja bei gewissen Untersuchungen wäre das Vorhandensein von weiblichen Aerzten durchaus wünschenswert.

Aber, was die verehrte Fräulein Dr. Tiburtius fordert, nämlich dieselbe Gymnasial- und Universitätsbildung, kann ich nur als Ausnahme gelten lassen. Denn ich gehe allerdings davon aus, daß Männer und Frauen mit ganz ver-

schiedenen individuellen Aufgaben im Haushalt der Natur betraut sind, so daß ich von vorn herein sage: eine Bildung für Männer und Frauen, die denselben Gang hätte, wäre für mich von Anfang an falsch. Und ich kann diese gymnasiale Ausbildung im ganzen Umfange mit den daran schließenden Universitäts-Studien nicht für etwas Gutes unter normalen Verhältnissen betrachten, sondern nur für einen Notstand erklären. Ich wünsche, daß Frauen in weiblicher Weise ebenso hoch gebildet werden, wie die Männer in männlicher Weise.

Auf diese Frage sollten wir den allergrößten Wert legen. Wir haben Fürsorge getroffen, daß Frauen Oberlehrerin werden können. Man hat einen Universitätsprofessor damit beauftragt, das zu geben, was ihnen nötig ist, um wirkliche Lehrerin ersten Ranges sein zu können. Dabei ist nicht nötig, daß sie immatrikuliert wird und die volle gymnasiale Bildung hat, sondern, man nimmt heraus, was für nötig gehalten wird, und bringt sie so auf die Höhe, daß sie Oberlehrerin werden kann, aber immer unter Berücksichtigung der weiblichen Natur, man wählt die Stoffe, die für das weibliche Wesen die nötige Bildung enthalten. Ich stehe so, daß, obwohl ich am Griechischen meine Freude habe, ich glaube, daß man sich am Englischen und Französischen könnte genügen lassen, und da sollten die verehrten Damen einen Vorschlag, wie ihn Herr Dr. Zacke machte, nicht von der Hand weisen. Das wird niemals geleugnet werden können, wenn auch gewisse genial beanlagte Frauen — oft nicht zu ihrem Glück — völlig in den männlichen Beruf eingehen, daß die Frau doch am glücklichsten ist, wenn sie ihrem Genus gemäß pflegen, helfen, dienen kann. Gott hat nun einmal gesagt: ich will ihm eine Gehilfin schaffen. Das liegt doch also in der Natur der Sache. — Wenn nun Herr Dr. Zacke eine derartige Ausbildung überhaupt ablehnt, so stehe ich etwas anders. Warum soll man nicht für hochgebildete Frauen auch solche Wege der Ausbildung in Aussicht nehmen? Was mir am Herzen liegt, wäre die Schaffung einer weiblichen Ausbildungsstätte, die ganz ebenso als die Töchterschulen, eine wirkliche hohe, tiefe gründliche Bildung ermöglicht, damit Frauen nachher, wenn sie mit 24, 25, 26 Jahren auf die Ehe verzichten, doch noch im Stande sind, eine höhere geistige Berufsart zu ergreifen. Daraus würde sich dann die Notwendigkeit einer weiblichen Universität ergeben, wie sie sich in England ausgebildet haben. Ich verstehe meine verehrten

Schwestern nicht, warum sie das in Deutschland so ganz von der Hand weisen. Mir wäre eine Schule für Frauen, wo sie zum höchsten Grad der Bildung gebracht werden, und daran anschließend eine weibliche Universität, die die Frauen ausbildet, daß sie einen geistigen Beruf ausfüllen können, etwas sehr Ansprechendes. Das trifft ja nun freilich gar nicht mit dem zusammen, was Frl. Tiburtius auseinandergesetzt hat, denn sie will vollkommene Gymnasial- und Universitäts-Bildung. Ich habe an sich nichts dagegen, aber da kann es dann doch leicht — um noch ein Wort von der Konkurrenz zu sagen — zum Konkurrenzkampf kommen, ganz abzuweisen ist der Gesichtspunkt nicht. Ich las dieser Tage in einem österreichischen Blatt, daß dort gute Buchhalter früher nicht unter 130—150 Gulden zu haben waren; seitdem Frauen Buchhalter sind, und zwar dasselbe leisten wie die Männer, ist der Gehalt so gesunken, daß man heute Buchhalter für 50—60 Gulden hat. Das ist aber doch ein Erfolg, den weder die Männer noch die Frauen wünschen können. Auf der Erde ist Staub, man muß diese Punkte auch in Betracht ziehen, obwohl das untergeordnete Gesichtspunkte sind.

Das steht wohl fest, daß die 42 Prozent, die den Beruf, Direktrice oder Tante ꝛc. zu werden, nicht in sich fühlen, das Recht haben müssen, einen Beruf zu wählen, der sie befriedigt. Das wird man zugeben müssen und es wird sich schwerlich dagegen etwas einwenden lassen. Wenn man die Frage so beschränkt, daß man sagt, was den Frauen not thut, ist die Möglichkeit einer sehr hohen Bildung -- so meine ich, daß das zur Zeit etwas Richtiges ist. —

Wenn gesagt worden ist: die Frauen leisten nicht so viel wie die Männer — so gebe ich das zu, aber die Frauen können mit Recht entgegnen, wir haben keine Bildungsstätten, man hat uns bis jetzt als Stiefkinder behandelt, höhere Töchterschulen sind das nicht, was wir haben müssen. Wenn es nun höhere Schulen geben würde, wie ich das angedeutet habe, so würde diese Entgegnung hinfallen. Aber das alles sollen nur Bemerkungen sein, die sich zwischen die Streitenden stellen.

Ich kann nur sagen, daß mich das Problem auf das tiefste bewegt, und wir stehen in den allerersten Anfängen der Bearbeitung desselben. Wir können nur wünschen, daß wir diese Frage mit der größten Objektivität behandeln. — Ich glaube nun, daß es unmöglich ist, die Thesen zur Abstimmung zu bringen, wir haben das in den Spezial-Conferenzen auch nicht.

gethan, wir wollen es also auch hier unterlassen, sie mögen uns anregen zum weiteren Nachdenken. Wir freuen uns der lebhaften Diskussion und haben gewiß alle unseren Gesichtskreis erweitert.

Christliche Arbeit unter den Heimarbeiterinnen.

Generalsekretär E. Böhme: Ueber „christliche Arbeit unter den Heimarbeiterinnen" darf ich zu Ihnen reden, und damit über eine Arbeit, die seit dem vorigen Sommer von der kirchlich-sozialen Frauengruppe in Berlin aufgenommen ist.*) Es wäre sehr schön, wenn diese Verhandlung dazu führen möchte, die Arbeit auch hier in Angriff zu nehmen. Berlin

*) Unser Programm für diese Arbeit stellt folgende Forderungen auf:

1. Zusammenschluß der Heimarbeiterinnen.
2. Beschränkung der durch die Saisonarbeit entstehenden Mißstände.
3. Einführung von Schutzmarken zur Empfehlung guter Geschäfte, wie überhaupt Beeinflussung der Arbeitgeber zur Besserung des Arbeitsverhältnisses durch persönliche Fürsprache und durch Benutzung der Oeffentlichkeit.
4. Gründung von Arbeitsstuben, die zugleich Lehrinstitute für Anfängerinnen sind.
5. Arbeitsnachweis bei freundlich gesinnten Meistern.
6. Aufstellung detaillierter Lohntarife in den Betriebswerkstätten der Meister.
7. Ausdehnung der Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung auf die Hausindustrie.
8. Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie:
   1. Gewerbeinspektion.
   2. Wohnungsinspektion.
9. Erholungsheime für Heimarbeiterinnen.
10. Ausscheiden der verheirateten Frauen aus der Erwerbsarbeit überall da, wo der Mann die Familie ernähren kann.
11. Erziehung der Töchter von Heimarbeiterinnen zu anderen Berufen.
12. Hineintragen und Stärken des christlichen Geistes in Herz und Haus der Heimarbeiterinnen.

Breslau und Erfurt sind die Hauptorte, in denen sich die Konfektionsindustrie konzentriert und darum auch Heimarbeiterinnen sich finden und Heimarbeiterinnen-Not.

Was sind Heimarbeiterinnen? Es läßt sich nicht ganz leicht, auch nicht so kurz bestimmen, wer alles zu den Heimarbeiterinnen zu rechnen ist. Die ganze Frage, dieses ganze Gebiet leidet mehr als andere sozialen Gebiete daran, daß es noch sehr wenig durchforscht und bekannt ist. Es liegt das wesentlich daran, weil es sich hier eben um Heimarbeiterinnen handelt, um Frauen, die nicht in die Oeffentlichkeit treten durch Organisationen, sondern deren Arbeits-Bedingungen es mit sich bringen, daß sie mit Nadel und Nähmaschine arbeiten, kämpfen, unter dem Lohndruck leiden, — in der Stille, jede für sich, in ihrem Heim, aber nicht dazu kommen, hinauszutreten und sich zu äußern. — Einmal haben wir es erlebt und erinnern uns noch mit Schmerz daran, daß sie in die Oeffentlichkeit traten, 1896 im Streik der Konfektionsarbeiter und -arbeiterinnen. Damals ging es bis zum Thron hinauf, daß man sagte: „so kann es nicht bleiben."

Wir haben alle keine Ahnung gehabt, wie große Schäden da vorliegen und wie weite Kreise getroffen werden, und da hat man im Reichstag Beschlüsse gefaßt, um die Sache in Angriff zu nehmen und Hilfe zu schaffen. Wenn man heute hineingeht in die Berliner Häuser und sucht Heimarbeiterinnen auf und erinnert sie an den Streik, so sprechen sie davon mit großer Bitterkeit und man hört heraus, daß es seit dem Streik, der ganz mißglückt ist, noch schlimmer geworden. Und da haben wir als Christen und Sie als christliche Frauen sich die Frage vorzulegen: giebt es nicht doch Wege, giebt es nicht gerade für die christlichen Frauen Mittel, um da hinein zu gehen, um an ihrem Teile diesen Nöten entgegen zu wirken?

Man rechnet — aber das alles, wie gesagt, nur schätzungsweise, weil die National-Oekonomen hier nicht mit genauen Zahlen arbeiten können — die Heimarbeiterinnen in Berlin auf 25 000 — in Deutschland auf 50—80 000.

Es sind ganz besondere N o t s t ä n d e, die die Heimarbeit mit sich bringt. Die Heimarbeit ist bedingt durch das Zusammenwohnen in den großen Städten. Ich spreche hier von der Heimarbeit der Konfektions- und Wäschebranchen — es giebt auch Hausindustrie in den Weberdörfern, in Thüringen ꝛc. aber die bleibt hier außer Betracht. Wir haben es hier mit

den Heimarbeiterinnen in den großen Städten zu thun. Dort lassen die Großkonfektionäre einen großen Teil ihrer Artikel durch die Hände der Zwischenmeister an Frauen zur Arbeit ausgeben, die nun in ihrem eigenen Heim die zugeschnittenen Stücke zusammennähen, mit Knopflöchern versehen, besetzen usw. Ist viel Arbeit da, so finden sich in den Häusern der Großstadt Hände genug, die diese Näharbeit übernehmen; sind die Aufträge abgearbeitet, fängt die stille Zeit an, so läßt sich die Zahl der Arbeiterinnen aufs bequemste verringern. Bei den Heimarbeiterinnen lassen sich drei hauptsächliche Schichten unterscheiden. Es arbeiten da Frauen, deren Männer, oder Haustöchter, deren Väter eine feste und gesicherte Stellung haben, kleine Beamte sind, sie übernehmen diese Näharbeit, um etwas dazu zu verdienen. Manche junge Dame verdient sich damit ihr Handschuhgeld. Dann arbeiten Frauen von Arbeitern, bei ihnen ist es schon nicht mehr so ganz dem Belieben anheim gestellt, ob sie arbeiten wollen oder nicht, sondern sie treibt sehr oft bittere Not in diese Arbeit. Die Löhne der männlichen Arbeiter sind oft nicht so, daß der Mann die Familie ernähren kann. Und so greift die Frau, wenn sich ihr die Gelegenheit bietet, gern zu dieser Arbeit. Es kommt hinzu, daß viele Männer unter periodischer Arbeitslosigkeit leiden, und unter diesen Umständen ist oft die Arbeit der Frau das einzige Mittel, wodurch die Familie über Wasser gehalten wird.

Damit kommen wir zu einem der Haupt-Mißstände in dieser Arbeit: diese Frauen arbeiten, um sich etwas Taschengeld oder zu dem Verdienst des Mannes einen Nebenverdienst zu erwerben, sie sind nicht darauf angewiesen, daß ihr Lohn ausreicht, um ihre ganze Familie das Jahr hindurch zu erhalten, und andererseits arbeiten in der Konfektion Frauen, Witwen, die mit dieser Arbeit sich durchhelfen müssen, ihre Kinder durchbringen, und sie sind angewiesen *auf den gleichen Lohn, der für andere nur einen Nebenverdienst bedeutet.* — Das ist ein schwerer Uebelstand, und es giebt kein Mittel, diese Löhne zu heben, weil die Fabrikanten, die Groß-Konfektionäre, immer in der Lage sind, sich genügend billige Arbeitskräfte zu verschaffen. Es giebt genug, die sich gern einen kleinen Nebenverdienst verschaffen und einander unterbieten.

Und so drückt einer den andern im Preis, um den er

arbeitet, und die Konkurrenz ist so groß, daß die Berichte von Handelskammern, also von authentischen Instanzen, es aussprechen, daß die Arbeiterinnen in manchen Branchen wirklich „trotz allen Fleißes nicht ihre Existenz finden konnten". Das ist die Not des Lohnes.

Dazu kommt, daß diese Arbeit in vielen Branchen, nicht in allen, aber in den meisten, sehr an die Saison gebunden ist — darum ist den Konfektionären diese Arbeiter-Kategorie von Heim-Arbeiterinnen so willkommen, weil sie dieselben heranziehen können, wenn sie sie brauchen, und wenn nicht, dann lassen sie sie unbeschäftigt und verlieren nichts. Wenn ein Fabrikant ein großes Etablissement hat, so wird ihm daran liegen, das ganze Jahr es zu benutzen, und nicht unbenutzt stehen zu lassen. Ganz anders ist es bei der Heimarbeit, bei den Frauen, die nicht in Werkstätten des Konfektionärs arbeiten; der Konfektionär verliert kein Kapital, wenn ihre Nähmaschinen stillstehen, er hat also nicht ein lebhaftes Interesse, die Arbeit gleichmäßig über das Jahr zu verteilen. Er arbeitet den Einflüssen, die zum Saisonbetrieb geführt haben, nicht entgegen, wie es möglich wäre; er braucht es nicht, denn er hat die Hilfskräfte bereit, wenn er sie braucht.

Daher die unregelmäßige Arbeitszeit in der Heimarbeit. Wenn Saison ist, muß solche Frau arbeiten von morgens früh bis weit in die Nacht hinein, um zu verdienen, und um den Meister zu befriedigen. Ich traf eine Frau, die einen ganzen Berg von Stoffen vor sich hatte; ich fragte sie, warum haben Sie solche Menge Sachen? und sie antwortete mir: das muß ich alles heute noch beendigen, bis 6 Uhr muß ich es fertig bringen, der Meister will, daß das noch heute geliefert wird. Er giebt mir das ganze Jahr Arbeit; wenn ich das jetzt in der flotten Zeit nicht schaffe, dann kann er mich nicht mehr brauchen. —

Ich möchte nun von Anfang an dem Mißverständnis entgegentreten, als ob es sich in dieser ganzen Frage darum handelte, gegen Böswilligkeiten zu kämpfen; sondern es handelt sich um Notstände, die in der Organisation dieser Arbeit liegen. Und da kann einer ein gutgesinnter Konfektionär sein, ein gutgesinnter Arbeitgeber, er kann als einzelner doch nichts dagegen thun. — Die Frau ist eben in der Saison gezwungen, so zu arbeiten, und dann kommt wieder die faule Zeit, wo sie nicht ausreichend beschäftigt und gelöhnt ist. Selbst-

verständlich giebt es in der Saison dann für die Frau auch keinen Sonntag.

Das Familienleben wird stark dadurch getroffen, darunter leidet die Ordnung in der Wohnung und mit ihr die ganze Familie. Die Frau hat keine Zeit, sich um das Befinden ihrer Kinder zu kümmern, die Wohnung recht zu erhalten. Die Heimarbeit hat ja vor der Fabrikarbeit den Vorzug, daß die verheiratete Frau immer noch zu Hause ist und einen Blick auf die Kinder werfen kann; aber es ist klar, daß diese Arbeit nur ganz besonders Tüchtige dazu kommen läßt, die Wohnung in Ordnung zu erhalten und als Mutter und Frau ihren Verpflichtungen nachzukommen. Die Vereinigung von Wohn- und Arbeitsstätte in einem engen Raum muß oft schwere Gefahren für die Gesundheit mit sich bringen.

Ein weiterer Notstand ist dann der, daß die Frauen bisher nicht angesehen wurden als gewerbliche abhängige Arbeiter, sondern als selbständige Arbeiter, sie arbeiten nicht in der Fabrik und gelten deshalb als eigene Unternehmer, darum fällt für sie jeder Zwang der Versicherung weg. Aber sie werden ebenfalls krank und invalide und dann giebt es keine Versicherung, die für sie — wie für andere Arbeiter — da ist. Darin soll ja nun manches bald anders werden; und eigentlich sind sie ja auch gewerbliche Arbeiter, nur daß es für die Arbeitgeber in dieser Branche vorteilhafter und bequemer ist, sie zu Hause zu beschäftigen. —

Welchen sittlichen Gefahren schließlich weite Kreise dieser Konfektionsarbeiterinnen ausgesetzt sind, darüber läßt sich auch nur vermutungsweise sprechen. In der Reichskommission für Arbeiter-Statistik ist festgestellt, daß die früheren schlimmen Vermutungen übertrieben waren, aber andererseits wird behauptet, daß die Berichte der K. s. Arbeiter-Statistik sehr rosig gefärbt seien und, wenn man den Durchschnitt der Löhne*) übersieht, so kann man wohl darauf kommen zu sagen: Die Frauen müssen irgend wie noch einen Nebenerwerb haben — und es werden da einzelne sehr dunkle Bilder gezeichnet. Erschütternd, namentlich weil es sich dabei auch um Witwen und Mütter handelt!

---

*) Grandke giebt als Durchschnittslohn für Werkstattarbeiterinnen 386,06 Mk., — für Heimarbeiterinnen 309,40 Mk. an! — Er behauptet, daß kaum eine Konfektionsarbeiterin, die isoliert dasteht, fern sei von gelegentlicher Prostitution.

Diesen Notständen, wie ich sie eben kurz gezeichnet habe, ist nun deshalb so schwer entgegen zu wirken, weil diese Arbeiter-Kategorie keine Organisation hat. Es ist ihnen nicht verwehrt, sich einer Organisation anzuschließen — aber bringen Sie sie einmal dazu! Es gehört ein sehr weitgehendes soziales Verständnis dazu, bis die Frau rechnet: Ich muß meinen Groschen zahlen, damit ich den Vorteil habe, der Organisation anzugehören. — Damals (1896) war es der Schneider-Organisation gelungen, den großen Streik in Szene zu setzen, mit großen Mitteln auch eine Zeit lang durchzuführen; — ich will keine Vorwürfe machen, aber es zeigte sich, daß mit solchen undisziplinierten Frauen ein solcher Streik nicht geführt werden kann. Seitdem sagten sich viele sozial-politisch denkenden Leute: Organisation für Heimarbeiterinnen ist nicht möglich. — Organisation ist aber das einzige Mittel, um Besserung zu bringen, und darum kam man zu dem radikalen Schluß: Beseitigung der Heimarbeit ist das einzige, um den Notständen abzuhelfen. Und das ist gewiß, wenn andere Wege zur Besserung sich nicht finden, dann bleibt nur der radikale Schritt übrig zur Beseitigung der unerträglichen Mißstände, und er müßte vollführt werden und würde manchen Vorteil bringen. Trotzdem kann ich mich dazu noch nicht entschließen. Ich freue mich, daß auch Frl. Dyrhenfurth, die die Lage der Heimarbeiterinnen studiert und eine wertvolle Studie*) darüber veröffentlicht hat, zu der Entscheidung gekommen ist, daß sie sagt: wir können es nicht verantworten, daß wir mit der Heimarbeit aufräumen.

Sie läßt sich dabei nicht von den Bedenken leiten, die dabei gewöhnlich zuerst geäußert werden: Wir brauchen diese billigen Arbeitskräfte, um konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt zu bleiben: wenn wir diese Kräfte verlieren, verlieren unsere Konfektionäre den Absatz draußen und dann haben auch die Frauen ihr Brot verloren und nichts dafür gewonnen. Diesen Bedenken wird gegenüber gehalten, daß gerade die Export-Artikel die besseren Waren sind, und diese werden schon meistens in Werkstätten hergestellt. — Auch würde bei diesen Massenartikeln der Käufer den geringen Preiszuschlag kaum spüren, den etwa der Werkstättenbetrieb mit sich brächte.

Wieviel der Arbeiterin oft geholfen wäre, wenn der Stück-

*) G. Dyrhenfurth: Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Trikotkonfektion.

preis kaum merklich teurer würde, darüber bringt Frl. Dyrhenfurth z. B. eine interessante Berechnung über eine bestimmte Sorte von Unterröcken: „Gesetzt, der Zwischenmeister könnte diese Unterröcke anstatt mit 30 mit 50 Pfg. pro Dutzend bezahlen und der Arbeiterin dadurch statt einer 15stündigen eine zehnstündige Arbeitszeit ermöglichen, so würde der Käufer doch nur eine Mehrausgabe von 1 3/4 Pfennig für das Stück zu tragen haben." Die Arbeiterin könnte in 10 Stunden das Gleiche verdienen, wie jetzt in 15 Stunden, wenn der Käufer nur 1 3/4 Pfennig mehr für das Stück bezahlt! Das ist ein Aufschlag, den doch auch der kleinste Mann gern zahlen kann, wenn er dadurch mithelfen könnte, daß dem Elend der Heimarbeiterinnen gewehrt würde. So wären das also nicht die Bedenken, die gegen die Beseitigung der Heimarbeit sich geltend machen dürfen. Aber aus 2 anderen Gründen komme ich dazu, daß ich mich der Beseitigung der Heimarbeit entgegen stelle. —

Einmal ist es ein innerer Grund: unser wirtschaftliches Leben hat gerade in den Kreisen der arbeitenden Klassen die Frauen in der Hauswirtschaft stark entlastet und die Frauen können gut noch etwas neben ihrer kleinen Wirtschaft arbeiten und nun würde ihnen mit dem Verbot der Heimarbeit jede Möglichkeit, etwas zu verdienen, genommen. Und da ist nun die Frage, hat man das Recht, den Frauen die Möglichkeit, ihr Leben mit gewinnbringender Arbeit auszufüllen, zu durchstreichen?

Dazu kommt der andere Grund: was soll aus den Frauen werden, die jetzt aus dieser Heimarbeit zwar ihr sehr schlechtes, aber doch ihr Brot haben?

Es ist uns, als wir in Berlin in dieser Arbeit weiter kamen und Petitions-Listen in Umlauf setzten, beim Durchlesen dieser Listen aufgefallen, wie oft es sich wiederholte: Witwe, Witwe — ja, Witwen arbeiten nicht zum Vergnügen, sondern weil es das einzige Mittel zu ihrer Erhaltung ist. Nun kann man ja sagen, der Staat könne größere Mittel für eine Witwenversicherung aussetzen, und ich stimme dem zu, aber vorläufig darf man den Frauen nicht die Möglichkeit nehmen, sich und ihre Kinder durch die Heimarbeit durchzubringen. Und ob nicht auch die Witwenversicherung einen Nebenverdienst voraussetzen und benötigen würde? —

Als wir kürzlich noch in ganz kleinem Kreise diese Frage besprachen und auch stark die Vorteile der Aufhebung der Heim-

arbeit betonten, da wurde gerade von tüchtiger, intelligenter und anständiger Seite entgegnet: nein, ich will nicht in die Fabrik oder Werkstatt, ich kann es mir zu Hause bequemer einrichten und auch ein Auge auf meine Kinder haben. Gewiß wollen wir das nicht verallgemeinern, so schön es wäre, wenn wir es dürften. Der Durchschnitt wird das nicht können, diese Doppelleistung zu übernehmen, einmal gewerblich zu arbeiten und dann dabei die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Aber es spricht doch hieraus eine berechtigte Stimme, und darum gilt es, so lange es geht, die Heimarbeit zu reformieren, sie zu beschränken, aber doch nicht radikal zu durchstreichen.

Eines allerdings muß man fordern und da der Heimarbeit stark entgegentreten, daß die Heimarbeit nicht auch andere Zweige der Arbeit und ihre Arbeitsbedingungen schädigt!

Werkstätten-Arbeiterinnen bedeuten sozialpolitisch angesehen eine fortgeschrittene Arbeiterkategorie gegenüber den Heimarbeiterinnen, denn auf sie ist der Arbeiterinnenschutz ausgedehnt. — Vor allem dürfen die Frauen und Mädchen in den Werkstätten nicht mehr als 11 Stunden und auch nicht Sonntags beschäftigt werden. Alles was zum Schutz der Arbeiterinnen in den Fabriken bestimmt ist, gilt auch für die in den Werkstätten. Auch der Versicherungszwang besteht für die Arbeiterinnen in den Werkstätten; je mehr nun — wie es der sozialpolitische Fortschritt mit sich bringt — Lasten für die Inhaber solcher Werkstätten (die Zwischenmeister oder die Konfektionäre) entstehen, um so größer ist die Gefahr, um so näher liegt die Versuchung, daß der Meister seine Werkstatt schließt und zu den Arbeiterinnen sagt: ich beschäftige euch, aber zu Hause! Oder daß er doch die Zahl der Werkstattarbeiterinnen aufs äußerste beschränkt. Damit sind dann auch diese Arbeiterinnen dem Vorzug, unter der Gewerbe-Aufsicht zu stehen, enthoben und vergrößern die unkontrollierten Schaaren der Heimarbeiterinnen. So wird durch die Heimarbeit, mit der Freiheit ihrer Arbeitsbedingungen, die Entwicklung zum Werkstättenbetrieb gehemmt. Daher erklärt sich auch der große Groll in den Arbeiterkreisen gegenüber der Heimarbeit, daß man sagt: Die Heimarbeiterinnen verderben nicht blos sich, sondern auch uns, auch den Männern, die Löhne. Und es ist für die Arbeitgeber leicht zu sagen: wenn ihr nicht für den Lohn, den wir bieten, arbeiten wollt, dann geben wir die Arbeit den Heimarbeiterinnen, also aus der Werkstatt ins Haus! — Und wie-

viel leichter eine aktionskräftige Organisation sich bilden ließe, wenn es nur größere Werkstätten und keine Heimarbeit gäbe, leuchtet ein. — So wird es richtig sein, die Entwicklung zur Bildung großer Werkstätten in der Konfektion zu fördern und zugleich die Heimarbeit, soweit es geht, in die Sozialreform hinein zu beziehen, damit die Neigung abgewehrt wird, den Lasten der Sozialreform zu entgehen durch beständige Ausdehnung der Heimarbeit.

Der Reichstag hat sich noch in der letzten Session mit der Heimarbeit in der Konfektions- und Wäschebranche beschäftigt. Er hat dabei drei Punkte berührt: Einmal hat er eine Resolution angenommen, nachdem er die schon beschlossenen Paragraphen auf Wunsch und Zusicherung des Grafen Posadowsky aus der Novelle zur Gewerbeordnung zurückgezogen, dahingehend: Der Reichstag verlangt, daß auch die Heimarbeiterinnen mithineingezogen werden in den Kranken-Versicherungszwang. Posadowsky sagte: jawohl, es wird bei der bevorstehenden Novelle zum Krankenversicherungsgesetz eine dahingehende Vorlage gemacht werden. Es werden so, Gott sei Dank, die ersten Schritte gethan werden, um die Frauen aus ihrer völligen Isolierung heraus zu bringen. Eine freiwillige Versicherung, die nicht obligatorisch ist, leistet nicht das Gewünschte. Die meisten scheuen davor zurück, freiwillig Beiträge zur Krankenkasse zu leisten, und manche, die es möchten, können nicht mehr aufgenommen werden, die Kasse weist sie zurück, weil sie schon zu alt oder kränklich sind. Das Alles wird dann in Wegfall kommen und die Konfektionäre werden verpflichtet sein, auch ihre Heimarbeiterinnen bei der Krankenkasse zu melden und — wahrscheinlich — den halben Kassenbeitrag für sie zu leisten. Es ist nun zu hoffen und darum auch zu petitionieren, daß dann auch die Invaliden-Versicherung auf sie ausgedehnt wird, und sie völligen Anschluß finden an die moderne Arbeiterschutz-Gesetzgebung. — Dann hat der Reichstag angenommen und die Regierung es bestätigt, daß auch für die Heim-Arbeiterinnen Lohnbücher angeschafft werden, worin verzeichnet werden soll, wieviel Stück sie liefern, wieviel Lohn sie bekommen und welche sonstigen Arbeits- und Lieferungsbedingungen festgesetzt sind. Gegen diese Bücher bäumen sich die Frauen, auch sozialdemokratische, bei denen man mehr soziales Verständnis vermuten durfte, auf. Sie fürchten — daß sie zur Einkommensteuer herzugezogen werden könnten! bei einem Einkommen von 300—500 Mark!! Dennoch aber sind diese Bücher

zu begrüßen, weil dadurch die Möglichkeit gegeben wird, zu erkennen: was arbeiten und wie viel verdienen die Frauen? Bis jetzt ist die ganze Berechnung nur auf Vermutungen angewiesen, haben wir aber die Lohnbücher, so wissen wir, so viel Stück sind gearbeitet, so viel Lohn ist gezahlt, also kommt auf die Stunde Durchschnittsarbeit 5 oder 10 oder 15 Pfennige! Alle weiteren Bestrebungen auf Normierung besserer Löhne müssen darauf fußen.

Neben diesen Lohnbüchern hat der Reichstag in zwei Lesungen, in erster Lesung angenommen, in zweiter abgelehnt einen Antrag, der von unserer Seite durchaus zu begrüßen ist. Man will nämlich einen Schnitt machen zwischen Werkstatt- und Heimarbeiterinnen. Jetzt ist es so, daß die Frau in der Werkstatt Schutz hat gegen übermäßige Arbeit, sie darf nur 11 Stunden arbeiten, am Sonnabend noch weniger und am Sonntag garnicht. — Nun sagen sie zum Meister: „Ich verdiene nicht genug in der beschränkten Arbeitszeit der Werkstatt, also gieb mir Arbeit mit nach Hause.“ Und nun schleppt sie die Arbeit nach Hause und arbeitet dort bis in die Nacht weiter. Dort ist es ja erlaubt! Dadurch ist der Schutz der Arbeitskraft illusorisch gemacht, und, was noch mehr ist, es ist auch illusorisch gemacht, daß der Lohn sich durch Beschränkung der Arbeitszeit hebt, daß sie in weniger Zeit auskömmlichen Lohn erwirbt, wenn der Frau die Möglichkeit gegeben wird, noch zu Hause zu arbeiten. Wenn sie nur in der Werkstatt arbeiten dürfte, müßte sie dort genug verdienen, müßte ihr so viel Lohn gegeben werden, daß sie davon leben kann. So müßte die Arbeit besser bezahlt werden. Aber so lange sie noch Arbeit mit nach Hause nehmen darf — braucht der Meister weniger für das Stück zu zahlen, sie kann ja noch zu Hause arbeiten und dazuverdienen. Dem gegenüber soll jetzt versucht werden — es ist ein schwacher Versuch, — eine Scheidung einzuführen, die für beide Teile, Werkstatt- und Heimarbeiterinnen, segensreich wirken könnte. Wenn die Frau die ganze erlaubte Zeit — 11 Stunden — in der Werkstatt gearbeitet hat, dann soll der Meister ihr keine Arbeit mehr mit nach Hause geben dürfen. Wenn sie nicht die volle Zeit gearbeitet hat, dann darf sie nur etwa so viel mit nach Hause nehmen, als durchschnittlich in der Zeit, in der sie noch in der Werkstatt hätte arbeiten dürfen, eine Durchschnittsarbeiterin fertig gestellt hätte. Das ist sehr schwierig zu bestimmen und durchzuführen; daher ist das

Schwanken des Reichstags wohl zu verstehen, hoffentlich wird die Regierungsvorlage aber in der dritten Lesung doch angenommen.*)

Mit dieser Bestimmung würde ein wichtiger Schritt vorwärts gethan werden, weil damit ein Anfang gemacht würde, Antwort auf die grundlegende Frage zu geben: wieviel leistet eine Heimarbeiterin? Jetzt heißt es: Diese Frau verdient so wenig, weil sie so schlecht arbeiten kann, nicht schnell genug arbeitet. Weil vielleicht mit besonderer Tüchtigkeit ein Lohn zu erzielen ist, mit dem sich eine Frau durchbringen kann, so sagt man den anderen, wenn ihr so schlecht verdient, das liegt an euch, arbeitet mehr! Und so arbeiten sie, in den Arbeitsmonaten, 12, 14, 16 Stunden täglich, ja 18stündige Arbeit kommt in der Saison nicht nur ausnahmsweise vor.

Dem muß nun entgegen gearbeitet werden mit einer Berechnung der Durchschnittsleistung, wie die Gesetzesvorlage sie ins Auge faßt. Ueber die Durchführbarkeit dieser Bestimmungen denkt man sehr verschieden. Man sagt: man muß der Werkstatt-Arbeiterin ganz verbieten, Arbeit mit nach Hause zu nehmen; denn wenn sie fünf Stunden in der Werkstatt gearbeitet hat — wer soll dem großen oder kleinen Ballen, den sie mit nach Hause nimmt, ansehen, wieviel Arbeit er enthält? Wer soll die Kontrolle üben? Darum hilft nur der radikale Schnitt: Wer in der Werkstatt arbeitet, darf nicht zu Hause arbeiten. Das wird vorläufig noch nicht gelingen. Aber die vorgeschlagene Durchschnitts-Berechnung der Arbeit ist wichtig, weil sie damit auch für die Heimarbeit als möglich zugegeben ist.

Neben den Lohnbüchern wird der genau detaillierte Tarif gefordert werden müssen, er ist auch im Streik seinerzeit durchgesetzt; nachdem der Streik beendet, ist dieses Versprechen der Meister baldigst wieder vergessen worden!

Das Aushängen von Tarifen bei den Konfektionären und Zwischenmeistern ist notwendig, damit die Frauen sehen: wenn ich die Arbeit übernehme, bekomme ich den und den Lohn. Jetzt ist die Frau darüber ganz im ungewissen, ja oft nicht blos die Arbeiterin gegenüber dem Meister, sondern auch der Meister gegenüber dem Konfektionär. Oft kommt die Arbeiterin

*) Mittlerweile hat die dritte Lesung gegen den Antrag entschieden. Wahrscheinlich beruht diese Entscheidung — auf Mißverständnissen! So dürfen wir für die Zukunft hoffen!

zum Meister, er giebt die Arbeit, sagt ihr aber nicht, so und soviel bekommst du; bringt er die Arbeit ins Geschäft, so setzt die Direktrice den Preis fest; — und davon giebt er dann der Arbeiterin ab.

Die Durchführung der Tarife hat sich in England in der Textil-Industrie bewährt; trotz der Fülle der Muster in der Konfektion sind sie auch hier möglich. Wir hoffen, daß dann ein Durchschnittsmaaß, ein gleiches Niveau der Löhne in den verschiedenen Werkstätten sich ergeben wird auch für die Heimarbeiterinnen. Dem Betrieb lohndrückender Zwischenmeister würde damit am besten entgegen gewirkt werden.

Alfred Weber-Charlottenburg, der sich mit der Frage intensiv beschäftigt hat, fordert Einführung von Heimarbeit-Karten. Die Konfektionäre müssen für jede ihrer Heimarbeiterinnen jährlich eine auf den Namen auszustellende Karte für 10 Mk. pro Jahr lösen. Solche Karten allein berechtigen zur Heimarbeit in der Konfektion. Solche Steuer würde wenigstens das unheilvolle elastische Ausdehnen und Verengen der Zahl der Heimarbeiterinnen erschweren und — Geld beschaffen zur Besoldung von Inspektorinnen für die Heimarbeit.

Frl. Dyrhenfurth macht gar den Vorschlag, der bei der Möglichkeit der Berechnung der durchschnittlichen Arbeitszeit wohl durchführbar erscheint, daß ein Lohnamt geschaffen werden soll, bestehend aus Heimarbeiterinnen, Zwischenmeistern und Konfektionären. Das Lohnamt würde für jedes Muster zu bestimmen haben: so viel durchschnittliche Arbeitszeit, so viel Durchschnittslohn. Damit würde die Willkür aufhören, hier so viel Lohn, in anderen Geschäften so viel; der Meister zahlt besseren Lohn, als jener, — dann ist die Möglichkeit gegeben, das Lohn-Niveau gleichmäßig zu heben. —

Zwei Forderungen Frl. Dyrhenfurths erwähne ich noch kurz: Es sollte die Anzeigepflicht für die Heimarbeiterinnen eingeführt werden. Wer Hausgewerbetreibende beschäftigt, soll sie bei der Polizei anmelden. Diese Forderung ist auch in der Reichstagskommission gestellt und — abgelehnt: weil eine Reihe von Personen, welche die Anmeldung bei der Polizei scheuen, dadurch ihres Erwerbs beraubt würden. Aber eben diese Einschränkung der Arbeitskräfte und die Beschränkung der Heimarbeit auf die Kreise, die von diesem Erwerb leben und daher auch die Anmeldung nicht scheuen, erstreben wir! Damit zusammen hängt die Forderung der Wohnungsin-

spektion. Sie begegnet vielem Widerstand und ist doch nötig und — maßvoll durchgeführt — möglich. Ich übergehe anderes. Schließlich aber ist es freilich eine Hauptsache, wenn es möglich wäre, irgendwie eine Organisation zu schaffen, die diese Forderungen vertritt, um den Frauen herauszuhelfen aus ihrer Isolierung, ihnen eine Aussprache zu ermöglichen, mit ihnen Fühlung zu behalten im gemeinsamen Kampf gegen alle diese Schäden.

Und sehen Sie, da setzt nun unsere Fürsorge für die Heimarbeiterinnen ein, und ich möchte noch ganz kurz die Frage beantworten, was können christliche Frauen in dieser Angelegenheit thun?

Wir haben jetzt in Berlin diese Arbeit angefangen. Mitglieder unserer Frauen-Gruppe suchen Heimarbeiterinnen auf, gewinnen dadurch mit ihnen Fühlung und werden bekannt, dann laden sie sie zu wiederkehrenden Besprechungen ein, um einen Austausch der Gedanken zu ermöglichen. Wir haben gegen 700 Adressen, mit denen wir in Fühlung stehen; wenn es gelingt, diesen Kreis auszudehnen, diese Fühlung inniger zu gestalten, dann wäre damit ein — wenn auch kleiner — Anfang zur Hilfsarbeit gemacht und die Möglichkeit erfolgreicher Besprechungen gegeben. Die Frauen würden bei diesen Besprechungen z. B. erfahren, welche Löhne die verschiedenen Meister bezahlen. Und sie könnten nun mit diesem Hinweis an schlecht zahlende Meister herantreten mit der Frage: Willst du uns nicht etwas mehr geben? Dieser Organisations-Vorteil würde ihnen geboten.

Es wäre dann weiter die Möglichkeit gegeben, wenn die besuchenden Frauen in diesen Arbeiterinnenkreisen sich möglichst orientieren, genau zu erfahren, um welche Nöte es sich handelt. Solche Orientierung würde wichtige Vorarbeit für jedes gesetzgeberische Eingreifen leisten. Alle Frauen, die bis jetzt solche Besuche gemacht haben, sind dankbar zurückgekommen und haben bekannt: ich habe etwas gelernt, und bin aufs freundlichste aufgenommen worden und habe gemerkt, wie wohl es den Arbeiterinnen gethan hat, daß sich jemand um sie kümmert. Und viele haben gesagt, das ahnten wir nicht, daß solche Notstände und Mißstände da herrschen, wie man sie findet, wenn man die armen Frauen aufsucht. Wenn dies persönliche Interesse bei den Frauen der besser situierten Kreise erst geweckt

ist, das wird sich auch bei der Regierung und im Reichstag merklich machen.

Es ist den Helferinnen auch die Möglichkeit geboten, das soziale Verständnis und Pflichtgefühl der Heimarbeiterinnen zu wecken und zu stärken. Und das ist sehr nötig. Ich erwähnte schon vorhin die Lohnbücher, die nun vom Reichstag beschlossen sind, und den Widerspruch, der gerade von sozialdemokratischen Frauen dagegen erhoben wird, und seine wunderliche Motivierung. Die Frauen wollen auch nichts davon wissen, daß sie bei der Polizei angemeldet werden; sie fürchten sich vor jeder Kontrolle, obgleich doch die Kontrolle ihnen helfen soll.

Gegen die Einführung der Wohnungsinspektion sträuben sie sich. Es ist soziale Arbeit der Besucherinnen, für die Notwendigkeit solcher Forderung Verständnis zu erwecken. Man hat Frauen gefunden, die arbeiten in demselben Raum, wo die Kinder an Masern oder Diphtheritis erkrankt daliegen, die Blusen lagen auf den Betten der Kinder. Diese Blusen gehen nun hinaus und keiner weiß, was für Ansteckungsstoffe sie enthalten. Diese Erfahrung sollte in weiteste Kreise das Interesse für die Zustände der Heimarbeit hineintragen! Aber das soll bei unsrer Arbeit nicht das Bestimmende sein, das Bestimmende für das Bestreben, hier auf Abstellung der schlimmen Zustände in dem Wohn- und Arbeitsraum zu drängen, ist die Rücksicht auf die kranken Kinder der Heimarbeiterinnen selbst und die Notwendigkeit, daß sie von der Arbeitsstube abgesondert werden.

Ebenso verhält es sich mit der Kranken-Versicherung. Auch dagegen sträuben sich viele Frauen. Wo soll ich auch noch den Groschen für die Kasse herbekommen, so sagen sie; sie denken dabei nicht an die Krankheit, die kommen kann, und die Unterstützung, die sie dann empfangen. So fehlt gerade in den Kreisen der isolierten Heimarbeiterinnen jedes Verständnis dafür, daß die gemeinsamen Nöte nur durch soziale Hilfsnormen bekämpft werden können.

Wenn nun jemand mit einem warmen Herzen zu ihnen kommt, wie können sie aufgeklärt werden! Wie wertvoll ist es doch z. B., wenn die Heimarbeiterinnen bei der Polizei angemeldet werden müssen — manche Frau, die sich jetzt nur ihr Theatergeld damit verdient, wird dann darauf verzichten. So können solche Besucherinnen aufklärend und erziehlich wirken;

sie arbeiten wie freiwillige Inspektorinnen. Es liegt ja auf der Hand, daß keine Reform kommen kann und daß die besten Gesetze scheitern müssen, wenn sie bei denen, denen zugut sie gegeben sind, statt freudiger Unterstützung Mißtrauen und — mindestens passiven — Widerstand finden! Dies Mißtrauen gilt es zu bekämpfen von Person zu Person. So können die Besucherinnen auf die Arbeiterinnen einwirken, daß sie nicht unter dem Tarif arbeiten, — wenn erst wieder ein Tarif da ist! Sie können abraten, Gelegenheits-Arbeiterinnen zu beschäftigen und damit die Konkurrenz — oft durch lohndrückende Schundarbeit — zu vermehren. Hat eine Arbeiterin viel Arbeit, so holt sie oft die Nachbarin hinzu, der sie bald die nötigen Nadelstiche beigebracht hat; das nächste Mal holt die Nachbarin, die meint, in 14 Tagen genug gelernt zu haben, sich selbst Arbeit vom Meister, und so wächst die Schar der Heimarbeiterinnen — gerade der schlecht ausgebildeten — immer mehr, und der Lohn sinkt darum immer tiefer.

Auch gegenüber manchem Mißstand, den das Zwischenmeister-System mit sich bringt, thut Abhilfe not. Ich habe von den Zwischenmeistern wenig geredet; es ist verkehrt, bei ihnen die Wurzel für alle schlimmen Zustände der Heimarbeit zu suchen; unter vielen leiden sie selbst mit, andre können sie schwer ändern. Es wäre ein Gewinn, wenn sie zur Erkenntnis kämen, daß sie Hand in Hand mit den Arbeiterinnen an der Besserung der Arbeitsverhältnisse um ihres eigenen Vorteils willen arbeiten müssen. Freilich kommt hier alles auf die Persönlichkeiten der Meister oder Meisterinnen an. Viele stehen mit ihren Arbeiterinnen im besten Einvernehmen. Bei andern würde sich durch Vermittlung manches erreichen lassen. Wer soll vermitteln? Dazu sind christliche Frauen zuerst im Stande. Oft liegt den Mißständen ja gar keine Böswilligkeit zu Grunde, sondern es handelt sich darum, daß Aufklärung gegeben wird, daß man ihnen sagt: wären Sie nicht in der Lage, bei Ihrem Chef zu beantragen, daß er bessere Löhne zahlt, von denen die Arbeiterinnen besser existieren können — und dann thun sie es auch. Es ist dann auch die Möglichkeit gegeben, Beschwerde zu führen und Schutz gegenüber Ausbeutung zu bieten. Es sind uns gerade bei Besprechung dieses Punktes viele Fälle erzählt worden von brutaler Behandlung bei einzelnen Meistern. Wer steht nun den Frauen gegenüber solchen Meistern bei? wer hilft ihnen, daß sie

andere Arbeit finden? Wenn ein Kreis von einflußreichen Frauen und Heimarbeiterinnen sich zusammenschließt, dann könnten die besseren Meister erforscht werden, man könnte eine Arbeitsvermittlung schaffen bei tüchtigen wohlgesinnten Meistern und die Schundkonkurrenz könnte bekämpft werden.

Es kann weiter durch tapfere christliche Helferinnen eingewirkt werden auf die Konfektionäre. Ich will nur an einige Beispiele erinnern. Ich erwähnte schon, daß einer Frau geholfen wäre, daß sie fünf Stunden weniger zu arbeiten hätte, wenn das Stück 1¾ Pf. teurer bezahlt würde. Der Konfektionär ahnt das garnicht, oft macht den Preis die Direktrice. Sie ist manchmal garnicht in der Lage, zu ermessen, was sie thut; sie ahnt nicht, wie sehr sie durch falsche Festsetzung der Löhne den Zwischenmeister und dadurch die Arbeiterinnen schädigt. Wenn darum eine unabhängige Frau hinginge und aufklärend wirkte und ihr vorstellte, könnten Sie nicht das Stück etwas teuerer verkaufen? — wieviel könnte hier gebessert werden!

Noch ein Beispiel! Da wird ein Rock mit 60 Mark bezahlt, der Arbeitsverdienst ist ein sehr geringer — nun, wenn einer 60 Mark für einen Rock bezahlt, dann zahlt er auch 65 Mark — und 5 Mark mehr Lohn bedeuten für die Arbeiterin unendlich viel!

Fräulein Dyrhenfurth erzählt ein ganz prächtiges Beispiel von der Art und Weise, wie gearbeitet werden kann. Wenn die Meister oder ihre Frauen die Arbeiten bei den Geschäften abliefern, müssen sie oft lange warten, bei manchen eine ganze Stunde, bei anderen gar 2, 3 und 5 Stunden, dadurch geraten die Meister und darum auch die armen von ihnen wieder beschäftigten Frauen in eine große Unregelmäßigkeit und viel Zeitverlust hinein. Durch Fürsprache von verständiger Seite ist es gelungen, daß der eine Chef schnelle Abhilfe geschaffen hat durch Anstellung eines einzigen Beamten mehr, und nun können die Frauen statt in fünf, in einer Stunde abgefertigt werden. Welch ein Vorteil für die Zwischenmeister und für die armen Frauen, und hier hat ein einziges Wort genügt! — Es giebt noch viel Frauen, die in der Lage sind, auf die Konfektionäre einzuwirken, unter denen es viele giebt, die garnicht die Absicht haben, ihre Arbeiterinnen auszupressen, — es fehlt ihnen nur oft der Ueberblick und der Einblick

in die Arbeitsverhältnisse in den Hinterhäusern draußen in der Vorstadt, wo ihre Heimarbeiterinnen für sie thätig sind. Nun gut, so stellen Sie sich doch als christliche Damen in die Mitte, vermitteln sie zwischen den Konfektionären und zwischen den Arbeiterinnen!

Einwirken können die christlichen Frauen gerade dann am besten, wenn sie sich zusammenschließen. Es ist das durchaus kein neuer Gedanke, er hat sich bereits in Amerika und England bewährt. Man thut sich zusammen und tritt vor den Konfektionär und sagt ihm: Wir wollen Dich empfehlen und machen unsere Einkäufe bei Dir, wenn Du folgende Bedingungen einführst, nämlich bestimmte Löhne zahlst, eine bestimmte Arbeitszeit inne hältst, nach dem Tarif Dich richtest u. dergl. Niemand ist gezwungen sich darauf einzulassen, es ist das ganz eine Sache der Freiwilligkeit, aber der Erfolg wird doch der sein, daß viele sagen: Ich bin gern dazu bereit, es liegt mir daran, daß Du mich empfiehlst. Und so wird nun eine Liste aufgestellt; jeder, der kauft, sieht sich an, ob das Geschäft zu denen gehört, die er bevorzugen möchte. Oder es werden Kontrollschutzmarken ausgegeben, die jedem zum Verkauf stehenden Stück angeheftet werden dürfen, das nach der Vorschrift gearbeitet ist. Wenn dann die Oeffentlichkeit dafür interessiert wird, und das ist nicht so schwer, so wird das bald seine Wirkung haben. Auf diese Weise kann, namentlich soweit es sich um den inländischen Mark handelt, viel geschehen von Seiten der Konsumenten und das sind wir alle. Wir ahnen nicht, wie viel Frauen damit beschäftigt gewesen sind, das anzufertigen, was wir an uns tragen. Wir alle tragen mit Schuld, wenn es so schlecht steht. Wir brauchen nur zu fragen: Wie war die Frau gestellt, als sie das arbeitete, bekam sie den Lohn, den wir ihr wünschen müssen, hatte sie die Arbeitszeit, die richtig ist, oder nicht? Wir alle können mit darauf hinarbeiten, daß das geschieht. Sagen Sie nicht, daß die christlichen Frauen nichts thun können in dieser Frage der Heimarbeiterinnen — sie können Großes thun! Sie sollen, gut orientirt, die Oeffentlichkeit aufrufen zur Hilfe für die Heimarbeiterinnen!

Und nun, wie viel liegt doch in dem rein persönlichen Wirken, in der sozial-pädagogischen Wirksamkeit! Die dauernd in der schlechten Luft, in der engen Wohnung leben und arbeiten, merken oft garnichts mehr von der

schlechten Luft, von der Unordnung um sie her. Da macht es der Arbeiterin einen großen Eindruck, wenn eine christliche Frau sie besucht und Anteil nimmt an ihrem Ergehen. Es ist ja kein Verdienst, wenn man nicht als Heimarbeiterin arbeiten muß und durch bessere Erziehung und Bildung manches besser übersehen kann! Nun giebt die christliche Frau ihren Rat: Es wird doch gut sein, wenn Sie das und das verändern, wenn sie das kranke Kind absondern, damit es nicht unter der Arbeit zu leiden hat. Oder, es wird ein Rat erteilt in Bezug auf die Wohnung, oder mit Rücksicht auf die Wirtschaftlichkeit.

Für viele der Frauen wäre es besser, wenn sie die Heimarbeit aufgeben wollten! Sie sagen zwar: Wir müssen verdienen. Nun braucht man solchen Frauen nur einmal vorzurechnen, daß sie in Wirklichkeit nichts verdienen, weil sie durch ihre Arbeit die Wirtschaft vernachlässigen und so alles zurück bringen. Vielen dieser Arbeiterinnen wäre damit gedient, wenn sie mit verständigen Frauen ihre Angelegenheit besprechen könnten. Auch einen Rückhalt gegenüber dem Mann könnten solche wohlmeinenden christlichen Frauen diesen Arbeiterinnen bieten. Es ist doch immer wieder so, daß man, wie auch Fräulein Dyrhenfurth erfahren hat, sehr freundlich aufgenommen wird, auch von Seiten der Männer.

Oft zwingt der Mann die Frau zur Mitarbeit, weil er ihren Verdienst braucht zur Erhaltung der Familie, mitunter aber auch, weil ihm seine Arbeit zu unbequem ist. So läßt er die Frau arbeiten. Und die Unselbständigkeit so vieler Männer ist oft durch die arbeitenden Ehefrauen heraufbeschworen. Wenn nun die Frauen aufgeklärt werden, daß sie sich selbst, ihrem Mann, ihren Kindern Schaden thun durch ihre Arbeit, manche würden es dann gewiß lassen. Und mancher Mann würde sich schämen, wenn da eine vornehme Dame käme und die Frau fragte: Lassen Sie denn ihren Mann nicht arbeiten? Wie viel könnte gebessert werden, wenn in unserem armen Norden Berlins so viele arme kranke Frauen nicht in die Arbeit hineingezogen würden!

Sozial-pädagogisch kann der Besuch noch wirken auf die Kindererziehung, indem man den Töchtern einen ordentlichen Dienst zu verschaffen sucht. Meist sagt die Mutter:

Meine Tochter muß mir mithelfen, und so wächst das Töchterchen zur Heimarbeiterin heran und die Mutter ahnt nicht, welche Schäden sie damit über ihre Tochter bringt. Wenn man nun der Tochter helfen könnte, daß sie in eine Haushaltungsschule gebracht werden könnte, wie manche Tochter würde davor bewahrt, Heimarbeiterin zu werden und damit großer Not anheim zu fallen. Oder wie viel wäre schon gewonnen, wenn etwa in Nähstuben die Tochter wenigstens eine perfekte Ausbildung zur Näherin erhielt; denn wirklich tüchtige Näherinnen erhalten auch besser gelohnte Arbeit.

Wenn man der Frau sagt: Die Sonntagsarbeit kann Dir nicht gut sein, nicht nur darum, weil es in der Bibel steht, sondern ein Ausruhen ist Dir deshalb not, damit Du besser, frischer, freudiger in der Woche arbeiten kannst. Es ist das ein Punkt bei diesen Besuchen, den man hervorheben muß. Wie oft entgegnet die Frau: Ich kann nicht anders, ich muß arbeiten, sie denkt, daß sie dann mehr verdient, während sie sich ihren Verdienst mit ihrer Gesundheit ruiniert. Aber, es sagt ihr ja das niemand, und sie haben bei ihrer Hast keine Zeit, sich diese Gedanken klar zu machen. Die müssen eben S i e ihnen bringen.

Dann kommt noch die persönliche Beziehung hinzu, daß man sie tröstet und aufrichtet, daß solche oft ganz einsame Frau Gelegenheit bekommt, sich einmal aussprechen zu können. Es ist rührend, wie dankbar viele den Besuch aufnahmen und es glücklich bekannten: „Ich habe mich doch wenigstens 'mal aussprechen können." Und damit ist ihnen schon ein Dienst geleistet. Und wie viel mehr, wenn diese Frauen nun merken, daß ein Herz für sie hier schlägt; wenn es gelingt, das Vertrauen solcher Frau zu gewinnen, ein festes Band zu knüpfen, damit sie weiß: Wenn ich Schwierigkeiten in meiner Arbeit, in der Familie, in der Wirtschaft habe, so weiß ich nun, wo ich mir Rat holen kann. Nicht Geldunterstützung wollen wir bieten, das muß bei dieser Arbeit peinlich vermieden werden. Es handelt sich nicht um Armenbesuche, sondern um schwer arbeitende Schwestern, denen Sie schwesterlich zur Seite stehen können und müssen. Sie wissen nicht, verehrte Damen, wie viel Sie damit wirken können, wie viel Freudigkeit über manche der Frauen kommt zur Arbeit und zum Leben, so daß sie

nun auch ihren Heiland wieder lieb gewinnt. Denn Sie werden in solchen Stunden, wenn Sie ihnen auch ein Wort vom Heiland sprechen, eine offene Thür finden, und so kann gewiß kein Zweifel unter uns sein, daß wir damit einen großen Dienst geleistet haben.

Und nun zum Schluß noch kurz die Frage: Wie haben wir es in Berlin angefangen? Wir haben uns Adressen von Heimarbeiterinnen verschafft durch Gemeindeschwestern und kirchliche Organe und dann haben wir sie eingeladen zu einer Tasse Thee, auch unter grünen Bäumen, und haben versucht mit ihnen zu sprechen. Sie sind auch gleich darauf eingegangen und wir haben seitdem die Zusammenkünfte wiederholt. Wir haben die Dinge besprochen, es hat sich dann aus dem größeren Kreis ein kleinerer gebildet, besonders von solchen Frauen, die intelligent sind und ein Urteil über ihre Verhältnisse haben. Wir haben dann petitioniert um die Krankenversicherung an den Reichstag, der sie beschlossen hat; vom Grafen Posadowski ist sie in Aussicht gestellt. Vielleicht erinnern sich manche aus den Blättern noch an jene stürmische Versammlung, in der Sozialdemokratinnen den thörichten Versuch machten, dieser für die Arbeiterinnen vorteilhaften Absicht entgegen zu arbeiten. Sie stellten sich hin und sagten: Wir wollen keine Petition, wir wollen nur fordern, nicht bitten. Nun, das Vertrauen zu uns ist durch die stürmischen Auftritte nicht erschüttert worden, die Frauen kommen uns mit großem Vertrauen entgegen und die Arbeit geht gedeihlich weiter. Wir haben ein Programm ausgearbeitet, welches wir nächstens veröffentlichen werden.*) Unser Erfolg ist bisher der, daß es uns doch gelungen ist, mit 2—300 Frauen persönliche Fühlung zu gewinnen und ein Freundschaftsband zu knüpfen.**)

Wenn es uns gelingt, diese Fäden, die so angeknüpft sind, immer weiter auszudehnen, immer enger zu knüpfen, und so ein ganzes Netz zu spannen um die weiten Kreise der Heimarbeiterinnen und ihnen beizustehen in den großen Nöten ihres irdischen Berufes und sie wieder zum Ver-

---

*) S. oben Seite 44.

**) Seither ist auf Wunsch der Arbeiterinnen die Bildung einer festen Organisation mit Monatsbeiträgen beschlossen worden.

trauen zu Gott zu bringen, den sie oft ganz vergessen haben, wäre das nicht ein großer Dienst, — den Gott von uns und von den christlichen Frauen erwarten darf?

Darum überlegen Sie einmal, versuchen Sie mit großer Freudigkeit hier in Erfurt dasselbe zu thun, wie wir in Berlin. Suchen Sie die Heimarbeiterinnen auf, arbeiten Sie mit ihnen Hand in Hand, vielleicht können Ihnen die gegebenen Richtlinien dazu dienlich sein. Seien Sie gewiß, daß es nicht ungesegnet bleibt, wenn Sie ihnen nur zunächst einmal Gelegenheit gegeben haben, sich auszusprechen mit Ihnen und untereinander; ja es kann Segen aus dieser Arbeit erwachsen den Arbeiterinnen und den Helferinnen für diese Zeit und für die Ewigkeit.

P. Lic. Weber-M.-Gladbach: Lassen Sie mich, verehrte Damen und Herren, zu dem Gesagten eine Reminiszenz aus anderen Ländern beibringen. Ich war im September vorigen Jahres auf der Versammlung der Britisch-Kontinentalen Konföderation in Genf. Es wurden dort Vorträge gehalten über die Lage der Lohnarbeiterinnen der Konfektions-Branche in Paris. Es war eine Dame, die in streng sachlicher Weise das amtliche statistische Material vor uns aufrollte. Mit einem Male wurde sie von ihrer Bewegung innerlich so übermannt, daß sie in Thränen ausbrach, und die große Versammlung, sie konnte nicht anders, als diesen Thränen Beifall zu klatschen. Diese Thränen haben mich am meisten bewegt. Vom Standpunkt nüchternen Verstandes war manches gegen das Referat der Dame einzuwenden. Es waren einseitige Schilderungen; die Dame verallgemeinerte in falscher Weise die Notstände einzelner Branchen. Aber diese Thränen im Auge einer Dame, die der radikalen Frauenbewegung angehört, waren mir doch ein Beweis, daß wir Christen unendlich hinter den blos humanen Frauen zurückbleiben würden, wenn wir nicht ein Herz hätten für unsere armen, wirklich notleidenden Schwestern. Lassen Sie mich noch Eines sagen, um anzudeuten, welche Tragweite solche Dinge für die Kirche haben. Auf jener Versammlung wurde mit kaltem Haß, mit kalter Verachtung über die Kirche gesprochen. Und der Grund? Die Thatsache, die ich dort zuerst von den Französischen Magdalenen-Asylen vom Heiligen Kreuz hörte, erklärt jenen Haß: In den Klöstern Frankreichs „Zu dem guten Hirten" werden die armen Waisen zu Lohnsklaven scheußlichster Art erniedrigt,

und die grauenvollste Ausnutzung der weiblichen Arbeitskräfte findet durch die Schwestern statt. Durch den Brief des Bischofs von Nancy ist diese Sache seither weltbekannt geworden. Ich urteile jetzt viel milder über den Haß und die Verachtung, welche die Römische Kirche in Frankreich genießt. Möge nicht das Gericht über unsere Evangelische Kirche ergehen, daß sie nicht zur rechten Zeit für die Heilung der sozialen Schäden eintrat!

Mein Dank soll gelten meinem verehrten Freunde Böhme und der kirchlich-sozialen Frauengruppe, daß sie gerade mit dieser Arbeit in Berlin begonnen hat. In jener stürmischen von Ihnen berufenen Heimarbeiterinnen-Versammlung im vorigen Herbst hat eine Sozialdemokratin der christlichen Frauenwelt zugerufen: In einem Punkt sind Sie uns voraus. Sie haben sich mit den Aermsten zuerst beschäftigt — und das ist richtig, daß man sich zuerst mit dem beschäftigen muß, was zum Himmel schreit. Wir wollen unten anfangen und weiter nach oben gehen! — Das ist im Sinne und Geist des guten Hirten.

Dies Wort will ich zum Ausdruck gebracht haben, um den Berliner Arbeiterinnen aus der kirchlich-sozialen Frauengruppe herzlich Gottes Segen für ihr ferneres Wirken zu wünschen.

Lic. Mumm-Berlin: In der Verhandlung über die Ausbildung der Aerztinnen war mir dies das Interessanteste, daß in unserer kirchlichen Versammlung diese Frage eine Frage der Technik, meinethalben der Logik geblieben und kaum mehr eine Frage christlicher Ethik gewesen ist. Die Christen lassen ihren Schwestern Freiheit, erheben keinen Einspruch.

Anders steht es in der Frage der Heimarbeiterinnen. Hier können wir nicht ruhig stehen und zusehen, sondern müssen in die Arbeit eintreten um Christi willen.

Aber auch der soziale und der nationale Gesichtspunkt erheischt gebieterisch ein Eingreifen. Das ist der Jammer unserer Sozialpolitik, daß jeder Fortschritt des Arbeiterschutzes in den Fabriken neue Scharen von Arbeitern in die ungeschützte Hausindustrie wirft; der Fortschritt der Sozialpolitik ist dadurch bedingt, daß wir der Heimarbeit auf dem Wege der Gesetzgebung zu Leibe gehen. Und wenn wir hören, daß die Pariser Großhandlungen in Berlin nähen lassen — weil die Löhne so billig sind, daß sie die doppelte Fracht gewinn-

bringend erscheinen lassen — so müssen wir sagen, wenn anders wir ein nationales Gefühl der Verantwortung gegen unsere heimarbeitenden Schwestern haben, daß eine Exportindustrie, die nur durch Hungerlöhne emporgeschraubt ist, wert ist, durch gesetzgeberische Maßregeln eingeschränkt zu werden. Hoffen wir, daß Gesetzgebung und öffentliche Meinung, wenn wir einmal so weit sind, an sie zu appellieren, ihren Dienst nicht versagen wird.

Hofprediger Stöcker. Wenn sich Niemand zum Wort meldet, dann wollen wir diese Sache den Damen von Erfurt aufs Herz legen, daß sie sich recht umsehen, ob nicht Schäden zu bessern sind, ob man da nicht durch diese Arbeit an die Hilfe- und Liebebedürftigen heran kommt. Setzen Sie sich in Verbindung mit uns, und wir wollen Sie mit unserer Erfahrung unterstützen. Das war es, was wir uns vorgenommen haben; wir sind bereit, wieder herzukommen zu dem besonderen Zweck, jede Hilfe zu geben, die wir geben können. —

Die Verhandlung schließt mit Gebet, das P. Baumann-Zarnekow spricht.